A black and white photograph of a man in a dark suit and hat, seen from behind, standing on a balcony with ornate metal railings. He is looking out over a city street with buildings. The scene is framed by a dark doorway on the right and a window frame on the left. The overall mood is contemplative and classic.

EIN
GENTLEMAN
IN
MOSKAU

AMOR TOWLES

ROMAN



ullstein

Das Buch

Moskau, 1922. Der genussfreudige Lebemann Graf Rostov wird verhaftet und zu lebenslangem Hausarrest verurteilt, ausgerechnet im Hotel Metropol, dem ersten Haus am Platz. Er muss alle bisher genossenen Privilegien aufgeben und eine Arbeit als Kellner annehmen. Rostov mit seinen dreißig Jahren ist ein äußerst liebenswürdiger, immer optimistischer Gentleman. Trotz seiner eingeschränkten Umstände lebt er ganz seine Überzeugung, dass selbst kleine gute Taten einer chaotischen Welt Sinn verleihen. Aber ihm bleibt nur der Blick aus dem Fenster, von dem aus er das Bolschoi-Theater und seine schönen Gäste und die Mauern des Kreml sieht. Draußen vor den Türen des Hotels durchlebt Russland stürmische Dekaden. Rostovs Stunde kommt, als eine alte Freundin ihm ihre kleine Tochter anvertraut. Das Kind ändert sein Leben von Grund auf. Für das Mädchen wächst der Graf über sich hinaus.

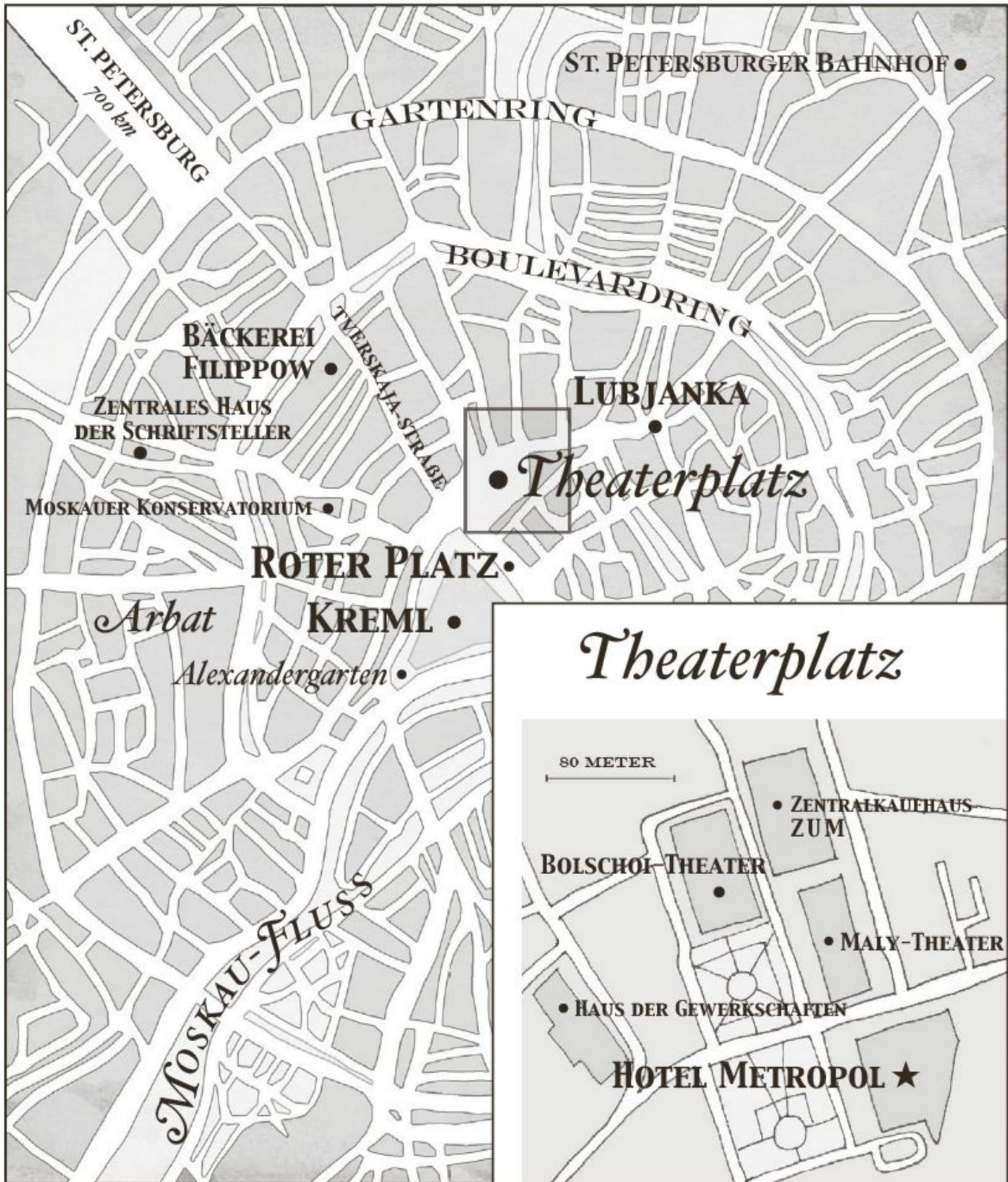
Der Autor

Amor Towles hat in Yale und Stanford studiert. Er war in der Finanzbranche tätig und gehört dem Vorstand der Library of America und der Yale Art Gallery an. Er lebt mit seiner Frau und seinen beiden Kindern in Manhattan.

Von Amor Towles ist in unserem Hause bereits erschienen:

Eine Frage der Höflichkeit

MOSKAU UM 1922



Wie gut ich mich erinnere

Einst kam es als Besucher zu Fuß
und verweilte eine Zeitlang unter uns,
eine Melodie, ähnlich der einer Bergkatze.

Und wo ist unser Vorwärtstreben jetzt?

Wie so viele Fragen
beantworte ich diese
mit abgewandtem Auge beim Schälen einer Birne.

Mit einer Verneigung wünsche ich gute Nacht
und trete durch die Terrassentüren
in die schlichte Pracht
eines neuen milden Frühlings.

Aber dies weiß ich:

Es ist nicht verloren unter den Herbstblättern des Petersplatzes.
Es ist nicht in der Asche der Aschetonnen des Athenäums.
Es ist nicht in den blauen Pagoden eurer feinen Chinoiserie.

Es ist nicht in Wronskis Satteltaschen,
Nicht in Sonett XXX, Vers eins,
Nicht auf siebenundzwanzig roten ...

Wo ist es jetzt? (Zeilen 1–19)
Graf Alexander Iljitsch Rostov, 1913

21. Juni 1922

ERSCHIENEN IST GRAF ALEXANDER ILJITSCH ROSTOV VOR
DEM NOTSTANDSKOMITEE DES VOLKSKOMMISSARIATS
FÜR INNERE ANGELEGENHEITEN

Vorsitzende: Genossen V.A. Ignatow, M.S. Zakowski,
A.N. Kosarew
Staatsanwalt: A. J. Wischinski

Staatsanwalt W.: Geben Sie Ihren Namen an.

Rostov: Graf Alexander Iljitsch Rostov, Träger des Ordens des Heiligen Andreas, Mitglied des Jockey-Clubs, Meister der Jagd.

Wischinski: Sie mögen auf Ihren Titeln bestehen, aber sonst nützen die niemandem. Für das Protokoll: Sind Sie Alexander Rostov, geboren am 24. Oktober 1889 in St. Petersburg?

Rostov: Der bin ich.

Wischinski: Bevor wir anfangen, muss ich doch sagen, dass ich noch nie ein Jackett mit so vielen Knöpfen gesehen habe.

Rostov: Vielen Dank.

Wischinski: Das war nicht als Kompliment gemeint.

Rostov: In dem Fall verlange ich Satisfaktion auf dem Feld der Ehre.

[Gelächter]

Schriftführer Ignatow: Ruhe auf der Galerie.

Wischinski: Ihre derzeitige Adresse?

Rostov: Suite 317, Hotel Metropol, Moskau.

Wischinski: Seit wann wohnen Sie dort?

Rostov: Ich residiere dort seit dem 5. September 1918. Seit
knapp vier Jahren.

Wischinski: Und Ihr Beruf?

Rostov: Für einen Gentleman geziemt es sich nicht, einen Beruf
zu haben.

Wischinski: Also gut. Wie verbringen Sie Ihre Zeit?

Rostov: Mit Dinieren und Debattieren. Lesen und Reflektieren.
Das Übliche.

Wischinski: Und Sie schreiben Gedichte?

Rostov: Ich habe wohl schon einmal mit der Feder gerungen.

Wischinski [hält ein Pamphlet hoch]: Sind Sie der Urheber
dieses Langgedichts von 1913, »Wo ist es jetzt?«

Rostov: Es ist mir zugeschrieben worden.

Wischinski: Warum haben Sie das Gedicht geschrieben?

Rostov: Es verlangte, geschrieben zu werden. Eines Morgens
saß ich an einem Schreibtisch, als das Gedicht geschrieben
werden wollte.

Wischinski: Und wo genau war das?

Rostov: Im Südsalon von Gut Weile.

Wischinski: Gut Weile?

Rostov: Das Landgut der Rostovs in Nischni Nowgorod.

Wischinski: Ah, ja. Natürlich. Wie passend. Aber widmen wir
uns wieder dem Gedicht. Als es erschien, in den eher bedrü-
ckenden Jahren nach der fehlgeschlagenen Revolte von
1905, wurde es weitläufig als Aufruf zum Handeln verstan-
den. Stimmen Sie dieser Einschätzung zu?

Rostov: Dichtung ist immer ein Aufruf zum Handeln.

Wischinski [liest seine Notizen]: Und im Frühjahr des folgenden
Jahres verließen Sie Russland und gingen nach Paris?

Rostov: Ich glaube mich an blühende Apfelbäume zu erinnern.
Demnach war es wohl Frühling.

Wischinski: Am 16. Mai, um genau zu sein. Wir verstehen Ihre

Gründe für das selbstaufgelegte Exil, und wir haben auch einiges Verständnis für die Handlungen, die dieser Flucht vorausgingen. Was uns interessiert, ist Ihre Rückkehr 1918. Es stellt sich die Frage, ob Sie zurückgekommen sind in der Absicht, zu den Waffen zu greifen, und wenn ja, ob für oder gegen die Revolution.

Rostov: Meine Zeit, zu den Waffen zu greifen, gehörte da schon der Vergangenheit an, fürchte ich.

Wischinski: Warum sind Sie dann zurückgekommen?

Rostov: Ich habe das Klima vermisst.

[Gelächter]

Wischinski: Graf Rostov, Sie scheinen den Ernst Ihrer Lage nicht zu erfassen. Außerdem lassen Sie es an gebührendem Respekt für die vor Ihnen Versammelten mangeln.

Rostov: Die Zarin hat zu ihrer Zeit die gleichen Beschwerden geäußert.

Ignatow: Vorsitzender Wischinski. Dürfte ich ...

Wischinski: Schriftführer Ignatow.

Ignatow: Ich habe keinen Zweifel, Graf Rostov, dass manch einer auf der Galerie von Ihrem Charme überrascht ist, ich hingegen bin nicht im mindesten überrascht. Die Geschichte hat gezeigt, dass Charme der einzig verbleibende Ehrgeiz der begüterten Klasse ist. Überraschend erscheint mir hingegen, dass der Urheber des vorliegenden Gedichts ein Mann geworden ist, dem absichtsvolles Streben offenbar vollkommen fremd ist.

Rostov: Ich bin mit dem Eindruck aufgewachsen, das einzige Streben des Menschen sei es, Gott zu erkennen.

Ignatow: In der Tat. Wie Ihnen das zugesagt haben muss.

[Das Komitee zieht sich für zwölf Minuten zurück.]

Ignatow: Alexander Iljitsch Rostov, nach umfassender Betrachtung Ihrer eigenen Aussagen können wir nur zu der Annahme gelangen, dass der klarsichtige Geist, der das Gedicht »Wo ist es jetzt?« verfasst hat, unwiederbringlich den Korruptionen seiner Klasse anheimgefallen ist und jetzt eine Bedrohung derselben Ideale darstellt, die er einst verfochten hat. Auf dieser Grundlage sehen wir uns geneigt, Sie aus diesem Saal an die Mauer draußen zu führen. Für einige hohe Funktionäre sind Sie jedoch einer der Helden der vorrevolutionären Zeit. Deshalb kommt dieses Komitee zu dem Schluss, dass Sie in das Hotel zurückkehren sollen, wo es Ihnen so gut gefällt. Aber dessen können Sie gewiss sein: Sollten Sie das Hotel Metropol jemals verlassen, werden Sie auf der Stelle erschossen.

Der nächste Fall.

Unterschrieben von

V. A. Ignatow

M. S. Zakowski

A. N. Kosarew

1922

Der Attachékoffer

Um halb sieben am Abend des 21. Juni 1922, als Graf Alexander Iljitsch Rostov durch die Tore des Kremls auf den Roten Platz geführt wurde, war es draußen herrlich kühl. Ohne den Schritt zu verlangsamen, warf der Graf die Schultern zurück und atmete die Luft ein wie jemand, der gerade vom Schwimmen kommt. Der Himmel war von exakt dem Blau, für das die Farben der Kuppeln der Basilius-Kathedrale ausgewählt worden waren. Ihr Rosa und Grün und Gold schimmerte, als wäre der einzige Sinn einer Religion der, die Göttlichkeit zu erfreuen. Sogar die bolschewistischen jungen Frauen vor den Schaufenstern des Staatskaufhauses schienen sich zur Feier der letzten Frühlingstage schöngemacht zu haben.

»Guten Abend, mein Freund«, rief der Graf zu Fjodor am Rande des Platzes hinüber. »Die Brombeeren sind in diesem Jahr früh reif, wie ich sehe.«

Der Graf wartete die Antwort des verdutzten Obstverkäufers nicht ab und ging forschend Schrittes weiter, sein gewachster Schnurrbart ausgebreitet wie die Flügel einer Seemöwe. Er passierte das Auferstehungsportal, ließ den Flieder im Alexandergarten hinter sich und ging auf den Theaterplatz zu, an dem das Hotel Metropol in all seiner Pracht stand. Auf der Schwelle zwinkerte er Pawel, dem Portier der Nachmittagschicht, zu und drehte sich

mit ausgestreckter Hand zu den beiden Soldaten um, die hinter ihm gingen.

»Besten Dank, meine Herren, dass Sie mir bis hierher Ihren Schutz gewährt haben. Jetzt bedarf ich Ihrer Hilfe nicht mehr.«

Obwohl die Soldaten kräftige Burschen waren, mussten sie unter ihren Mützen zum Grafen aufsehen, um seinen Blick zu erwidern, denn wie schon zehn Generationen im Stamm der Rostovs vor ihm maß der Graf fast einen Meter neunzig.

»Gehen Sie weiter«, sagte der Größere der beiden und legte die Hand auf den Pistolengriff. »Wir sollen Sie zu Ihrem Quartier bringen.«

In der Halle winkte der Graf mit einer ausholenden Bewegung dem durch nichts aus der Ruhe zu bringenden Arkadi (der am Empfangstisch stand) und der entzückenden Valentina (die den Staub auf einer Statuette wegwischte) zum Gruß zu. Obwohl der Graf beide auf dieselbe Weise schon Hunderte von Malen begrüßt hatte, sahen sie ihn jetzt mit weit aufgerissenen Augen an. So würde man bei einer Abendgesellschaft angestarrt, wäre man versehentlich ohne Anzughose gekommen.

Der Graf ging an dem Mädchen mit einer Vorliebe für Gelb vorbei, das in seinem Lieblingssessel saß und in einer Zeitschrift blätterte, und blieb dann unvermittelt vor den Topfpalmen stehen und wandte sich an seine Begleiter.

»Aufzug oder Treppe, meine Herren?«

Die Soldaten sahen sich gegenseitig, dann den Grafen und dann wieder einander an, offenkundig unfähig, eine Entscheidung zu treffen.

Wie soll ein Soldat auf dem Schlachtfeld siegreich sein, wenn er nicht imstande ist, sich zwischen Aufzug und Treppe zu entscheiden?

»Treppe«, entschied der Graf an ihrer Stelle und rannte diese zwei Stufen auf einmal nehmend, wie er es seit seinen Tagen an der Militärakademie machte, hinauf.

Im dritten Stock ging er auf dem mit rotem Teppich ausgeleg-

ten Flur zu seiner Suite, die Schlafzimmer, Badezimmer, Speisezimmer und einen großen Salon umfasste und von deren Fensterfront aus man auf den Theaterplatz mit seinen Linden blickte. Und dort erwartete ihn die Ungeheuerlichkeit des Tages. Denn vor den weit geöffneten Türen zu seiner Suite stand neben Pascha und Petja, den Hotelpagen, ein Hauptmann. Die beiden jungen Männer sahen dem Grafen mit einem Ausdruck der Verlegenheit entgegen, denn ganz offensichtlich war ihnen eine Aufgabe zugefallen, die ihnen widerstrebte. Der Graf wandte sich an den Hauptmann.

»Was hat das hier zu bedeuten, Herr Hauptmann?«

Der Mann schien von der Frage überrascht, hatte aber in seiner Ausbildung die Fähigkeit erworben, in solchen Fällen eine gleichmütige Miene zu wahren.

»Ich bin hier, um Sie zu Ihrem Quartier zu begleiten.«

»Dies hier ist mein Quartier.«

Mit der leisesten Andeutung eines Lächelns sagte der Hauptmann: »Leider nicht mehr.«

Pascha und Petja blieben zurück, während der Hauptmann den Grafen und dessen Begleiter zu einem Dienstbotenaufgang führte, der sich hinter einer unauffälligen Tür im Innern des Hotels verbarg. In dem dürftig beleuchteten Treppenhaus ging es alle fünf Stufen scharf um die Ecke, wie in einem Glockenturm. So schraubten sie sich zwei Stockwerke hoch zu einer Tür, die in einen schmalen Flur führte. Davon gingen ein Badezimmer und sechs Schlafzimmer ab, die an Mönchszellen erinnerten. Ursprünglich war der Dachboden für die Butler und Zofen der Gäste des Metropol ausgebaut worden, aber als das Reisen mit Dienstpersonal aus der Mode kam, wurden in diesen Stuben allerlei Gerümpel sowie schadhafte oder ausgemusterte Möbelstücke untergestellt.

Am Morgen dieses Tages war aus der Stube, die der Treppe am nächsten lag, alles bis auf ein eisernes Bettgestell, eine dreibeinige Kommode und eine zehn Jahre alte Staubschicht entfernt worden.

In der Ecke bei der Tür stand ein kleiner Wandschrank, einer Telefonzelle nicht unähnlich, der wie nachträglich dort hingestellt aussah. Der Neigung des Daches folgend senkte sich die Zimmerdecke von der Tür zur Außenwand, und die einzige Stelle, wo der Graf aufrecht stehen konnte, war die Gaube mit dem Fenster von der Größe eines Schachbretts.

Während die Wachen vom Flur aus selbstgefällig in die Kammer blickten, erklärte der gute Hauptmann, die Pagen würden dem Grafen helfen, die wenigen Besitzstücke, die in dem neuen Quartier Platz fänden, zu transportieren.

»Und der Rest?«

»Wird Volkseigentum.«

So ist das also gemeint, dachte der Graf.

»Bestens.«

Er sprang die Treppen hinunter, und während die Wachen mit ihm Schritt zu halten versuchten, klackerten ihre Gewehre an der Wand. Im dritten Stock marschierte der Graf den Flur entlang zu seiner Suite, wo die beiden Pagen ihm mit ernststen Mienen entgegen sahen.

»Kein Grund zur Aufregung«, beruhigte der Graf sie und zeigte hierhin und dorthin. »Das. Und das. Die da. Und alle Bücher.«

Für die Ausstattung seines neuen Quartiers wählte der Graf zwei Lehnstühle, den orientalischen Couchtisch seiner Großmutter und einen Satz ihrer Lieblingsporzellanteller aus. Er wählte zwei Tischlampen aus Ebenholz, die in der Form von Elefanten geschnitzt waren, sowie das Porträt seiner Schwester, das Serow 1908 bei einem kurzen Aufenthalt auf Gut Weile gemalt hatte. Er vergaß nicht die lederne Aktentasche, die Asprey in London speziell für ihn angefertigt und die sein guter Freund Mischka so passend »Attachékoffer« getauft hatte.

Jemand hatte die Höflichkeit gehabt, eine der Reisetruhen des Grafen in sein Schlafzimmer bringen zu lassen. Während also die Pagen die genannten Möbel ins Dachgeschoss trugen, packte der Graf Kleidung und persönliche Gegenstände in die Truhe. Plötz-

lich bemerkte er, dass die zwei Flaschen Kognak auf der Konsole die begehrliehen Blicke der Wachen auf sich zogen, und packte auch die ein. Und nachdem die Truhe nach oben getragen worden war, zeigte er schließlich auf seinen Schreibtisch.

Die beiden Pagen, deren Uniformen von der Schlepperei bereits Schmutzspuren zeigten, packten an den vier Ecken an.

»Der ist ja schwer«, bemerkte der eine zum anderen.

»Die Festung eines Königs ist sein Schloss«, erklärte der Graf, »die eines Gentleman sein Schreibtisch.«

Als die Pagen den Schreibtisch auf den Flur schleppten, schlug die Standuhr von Rostovs Großvater, deren Schicksal es war, zurückgelassen zu werden, dumpfe acht Mal. Der Hauptmann war längst wieder an seinen Standort zurückgekehrt, und die Wachen, die jetzt nicht mehr streitlustig, sondern gelangweilt um sich blickten, lehnten an der Wand und ließen die Asche von ihren Zigaretten aufs Parkett rieseln, während das ungeminderte Licht des Moskauer Mittsommerabends in den Salon strömte.

Mit wehmütigem Blick näherte der Graf sich den Fenstern an der Nordwestecke. Wie viele Stunden hatte er hier verbracht? Wie oft hatte er am Morgen, bekleidet mit seinem Morgenmantel und einer Tasse Kaffee in der Hand, die neuen Gäste beobachtet, die müde und übernachtigt nach der Reise aus ihren Taxis gestiegen waren? Wie viele Male hatte er an Winterabenden dem langsam fallenden Schnee zugesehen, während eine einsame, gebeugte Gestalt unter den Straßenlaternen entlangging? Jetzt sprang am nördlichen Ende des Platzes ein junger Offizier der Roten Armee die Stufen zum Bolschoi-Theater hinauf, eine halbe Stunde verspätet für den Beginn der Abendvorstellung.

Der Graf lächelte bei der Erinnerung an seine eigene Jugend und seine Vorliebe, nach Beginn der Vorführung anzukommen. Im English Club hatte er verkündet, er könne nur auf ein Glas bleiben, blieb aber für drei. Dann war er in die wartende Kutsche gesprungen, hatte eilends die Stadt durchquert und die berühmten Stufen erklommen und war, wie dieser junge Bursche soeben,

durch die goldenen Türen getreten. Während die Ballerinen anmutig über die Bühne tanzten, hatte der Graf sich unter wiederholtem *Excusez-moi* zu seinem gewohnten Platz in der zwanzigsten Reihe geschlängelt, von dem aus er einen privilegierten Blick auf die Damen in den Logen hatte.

Zuspätkommen, dachte der Graf mit einem Seufzer. Eine Anfälligkeit der Jugend.

Er drehte sich auf dem Absatz um und durchmaß seine Zimmer. Zunächst bewunderte er die großzügigen Dimensionen des Salons und die beiden Kronleuchter. Er bewunderte die bemalten Holzpaneele des kleinen Speiseraums und die raffinierte Messingvorrichtung, mittels deren man die Flügeltüren des Schlafzimmers feststellen konnte. Kurzum, er begutachtete die Räume so, wie ein potentieller Käufer das tun würde, der sich zum ersten Mal durch die Räumlichkeiten bewegte. Im Schlafzimmer blieb der Graf vor dem Tisch mit der Marmorplatte stehen, auf dem verschiedene Objekte lagen. Er nahm eine Schere in die Hand, die seiner Schwester teuer gewesen war. Sie war wie ein Königsreihher gestaltet, wobei die beiden Klingen den Schnabel des Vogels darstellten und die goldene Schraube im Gelenk des Vogels Auge sein sollte, und sie war so zierlich, dass Daumen und Ringfinger des Grafen kaum durch die Griffe passten.

Von einem Ende der Suite überblickte der Graf das gesamte Inventar, das zurückbleiben würde. Schon damals, vor vier Jahren, waren die persönlichen Dinge, die Möbel und *objets d'art*, die er in diese Räume mitgenommen hatte, das Ergebnis eines Aussiebeprozesses gewesen. Denn als der Graf Nachricht von der Hinrichtung des Zaren bekommen hatte, war er sofort aus Paris abgereist. Innerhalb von zwanzig Tagen war er durch sechs Staaten gefahren, hatte acht Bataillone, die unter fünf verschiedenen Flaggen gegeneinander kämpften, umrundet und war am 7. August 1918 mit nur einem Rucksack auf dem Rücken auf Gut Weile, dem Familienlandsitz, angekommen. Obwohl das Land am Rande immenser Umwälzungen stand und er den Haushalt in großer Auf-

regung vorfand, bewahrte seine Großmutter, wie es ihrem Wesen entsprach, die Fassung.

»Sascha«, sagte sie, ohne sich aus dem Sessel zu erheben, »wie gut, dass du kommst. Du musst krank sein vor Hunger. Komm, setz dich zu mir zum Tee.«

Als er ihr erklärte, warum es nötig war, dass sie das Land verließ, und die Vorkehrungen beschrieb, die er für ihre Reise gemacht hatte, verstand sie, dass es keine Alternative gab. Obwohl alle Dienstboten bereit waren, sie zu begleiten, sah sie ein, dass sie mit nur zweien reisen müsste. Auch begriff sie, dass ihr Enkel und einziger Erbe, den sie seit seinem zehnten Lebensjahr aufgezogen hatte, nicht mit ihr kommen würde.

Einmal, als der Graf gerade sieben Jahre alt war, hatte ein Nachbarsjunge ihn so gründlich im Mühlespiel geschlagen, dass es zu Tränen und bösen Worten kam und er die Spielsteine auf den Boden schmiss. Der Vater des Grafen ahndete diesen Mangel an Sportsgeist mit einem deutlichen Tadel, und der Junge wurde ohne Abendessen ins Bett geschickt. Doch als der kleine Graf unglücklich unter die Decke kroch, kam seine Großmutter herein. Sie setzte sich ans Fußende des Bettes und sprach voller Mitgefühl. »Zu verlieren ist niemals angenehm«, begann sie, »und der junge Obolenski ist ein kleines Scheusal. Aber Sascha, mein lieber Junge, warum erlaubst du ihm diese Genugtuung?« Das war der Geist, in dem er und seine Großmutter sich ohne Tränen am Kai von Peterhof trennten. Dann kehrte der Graf auf seinen Familiensitz zurück und überwachte dessen Schließung.

Der Reihe nach wurden die Schornsteine geputzt, die Speisekammern geleert, die Möbel abgedeckt. Es war ganz so, als würde die Familie für die Saison nach St. Petersburg aufbrechen, nur dass diesmal die Hunde aus den Zwingern, die Pferde aus den Ställen und die Dienstboten von ihren Aufgaben befreit wurden. Und nachdem der Graf einen einzelnen Wagen mit den feinsten Möbeln im Besitz der Rostovs beladen hatte, verriegelte er das Haus und machte sich auf den Weg nach Moskau.

Ist doch seltsam, reflektierte der Graf, als er im Begriff war, seine Suite zu verlassen. Von früh an müssen wir lernen, uns von Freunden und Verwandten zu verabschieden. Wir trennen uns am Bahnhof von Eltern und Geschwistern, wir besuchen Cousins, gehen zur Schule, treten in ein Regiment ein; wir heiraten oder machen Reisen ins Ausland. Es gehört zu den menschlichen Erfahrungen, dass wir immer wieder einen nahen Menschen bei den Schultern nehmen, ihm alles Gute wünschen und uns mit der Vorstellung trösten, schon bald von ihm zu hören.

Jedoch lehrt die Erfahrung weniger, wie wir uns von unseren teuersten Besitztümern trennen. Und wenn sie es lehren würde? Wir wären ihr nicht dankbar. Denn es kommt eine Zeit, da unsere liebsten Dinge uns teurer sind als unsere Freunde. Wir tragen sie mit uns von Ort zu Ort, oft zu einem hohen Preis und unter großen Umständen. Wir säubern und polieren sie und verbieten Kindern, in ihrer Nähe allzu ausgelassen zu spielen, während wir unserer Erinnerung gleichzeitig erlauben, den Dingen immer größere Bedeutung beizumessen. Dies ist der Schrank, in dem wir uns als Kinder versteckt haben, diese silbernen Kerzenhalter standen zu Weihnachten auf dem Festtisch, mit diesem Taschentuch hat sie sich damals die Tränen getrocknet, et cetera, et cetera. Und am Schluss bilden wir uns ein, dass diese sorgfältig gehüteten Dinge uns über den Verlust eines Gefährten hinwegtrösten können.

Dabei ist ein Ding einfach ein Ding.

Und deshalb steckte der Graf die Schere seiner Schwester in die Tasche, betrachtete ein letztes Mal das, was von seinem Erbe geblieben war, und löschte es endgültig aus seinem sehnsuchtsvollen Herzen.

Eine Stunde später federte der Graf zweimal auf seiner neuen Matratze, um die Tonhöhe der Bettfedern zu bestimmen (Gis), und als er sich die Möbel besah, die ihn umgaben, dachte er daran, wie sehnlich er sich als Jugendlicher gewünscht hatte, mit dem Schiff nach Frankreich oder mit dem Zug nach Moskau zu fahren.

Und warum hatte er sich diese Reisen so sehnlichst gewünscht?
Weil die Kojen so schmal waren!

Und welche Wunderdinge es da zu entdecken gab: den Tisch, der sich wegklappen ließ und in der Wand verschwand, die eingebauten Schubladen unter dem Bett, den Strahl der Wandleuchte, der gerade stark genug war, um eine Buchseite auszuleuchten. Die zweckmäßige Gestaltung war wie Musik für den jungen Mann. Sie bezeugte Präzision und versprach ein Abenteuer. Denn so hätte das Quartier von Kapitän Nemo ausgesehen, als er zwanzigtausend Meilen unter dem Meer auf die Reise ging. Und würde nicht jeder Junge, der einigen Schneid besaß, frohen Herzens hundert Nächte in einem Palast gegen eine Nacht an Bord der *Nautilus* eintauschen?

Endlich hatte er das erreicht.

Außerdem, nachdem die Hälfte der Zimmer im zweiten Stock vorübergehend von den Bolschewiken in Beschlag genommen worden waren, die dort unermüdlich ihre Direktiven tippten, konnte man im sechsten Stock wenigstens ungestört seinen Gedanken nachhängen.*

Der Graf stand auf und stieß mit dem Kopf an die Dachschräge.
»Ganz richtig«, sagte er.

Er schob den einen Lehnstuhl zur Seite, legte die Elefantlampen aufs Bett und öffnete die Truhe. Er nahm das Foto der Delegation heraus und stellte es auf den Tisch, wo es hingehörte.

* Tatsächlich handelte es sich um die Suite unmittelbar unter der des Grafen, wo Jakow Swerdlow, Erster Vorsitzender des Gesamtrussischen Zentralexekutivkomitees, des Komitees, das mit der Ausarbeitung der sowjetischen Staatsverfassung beauftragt war, sich eingeschlossen und gelobt hatte, erst dann wieder aufzuschließen, wenn die Arbeit getan war. Deshalb gingen die Schreibmaschinen die ganze Nacht, bis das historische Dokument aufgesetzt war, das allen Russen Gewissensfreiheit (Artikel 13), Meinungsfreiheit (Artikel 14) und Versammlungsfreiheit (Artikel 15) zubilligte sowie die Freiheit, jedes dieser Rechte wieder abgesprochen zu bekommen, sobald sie »zum Schaden der sozialistischen Revolution verwendet« würden (Artikel 23).

Dann nahm er die beiden Flaschen Kognak und die Uhr mit dem Zweimalschlag, die seinem Vater gehört hatte. Aber in dem Moment, als er das Opernglas seiner Großmutter auspackte, wurde seine Aufmerksamkeit von einem Flattern bei der Dachluke abgelenkt. Obwohl das Fenster lediglich die Größe einer Abendeinladung hatte, sah der Graf, dass eine Taube auf der kupfernen Verkleidung des Fensterbretts gelandet war.

»Hallo«, sagte der Graf. »Wie freundlich von dir vorbeizuschauen.«

Der Blick der Taube schien einen Besitzanspruch geltend zu machen. Sie stolzierte mit kratzenden Klauen über das Kupferblech und hackte mehrmals mit dem Schnabel an die Scheibe.

»Ah, stimmt«, sagte der Graf. »Das kann man so sagen.«

Er wollte schon anheben und seiner neuen Nachbarin den Grund für sein unerwartetes Erscheinen erklären, als er vom Flur ein zartes Räuspern hörte. Ohne sich umzudrehen, wusste der Graf, dass dies Andrei war, der Maître d'Hôtel des Bojarski, denn so meldete dieser üblicherweise sein Erscheinen.

Nachdem der Graf der Taube zugewinkt hatte, womit er zum Ausdruck brachte, dass er das Gespräch mit ihr später fortsetzen würde, sein Jackett zugeknöpft und sich umgedreht hatte, sah er, dass es nicht Andrei allein war, der ihm einen Besuch abstattete, sondern dass insgesamt drei Hotelangestellte in der Tür standen.

Da war Andrei mit seiner aufrechten Haltung und den langen, geschickten Händen, Wassili, der unverwechselbare Portier, und Marina, die schüchterne Schönheit mit dem unsteten Auge, die kürzlich vom Zimmermädchen zur Näherin befördert worden war. Die drei sahen ihn staunend an, so wie Arkadi und Valentina wenige Stunden zuvor, und jetzt begriff er: Als er am Morgen abgeholt worden war, hatten sie angenommen, dass sie ihn nie wiedersehen würden. Er war aus den Mauern des Kremls hervorgekommen wie ein Flugzeugpilot aus dem Wrack seiner abgestürzten Maschine.

»Meine werten Freunde«, sagte der Graf. »Zweifellos würdet ihr

gern etwas über die Ereignisse des heutigen Tages erfahren. Wie ihr vielleicht wisst, wurde ich zu einem Tête-à-Tête in den Kreml eingeladen. Dort kamen etliche pflichtgemäß mit Ziegenbart gezierte Staatsdiener des derzeitigen Regimes zu der Entscheidung, dass ich für das Verbrechen, als Aristokrat geboren zu sein, dazu verurteilt werden soll, den Rest meines Lebens ... in diesem Hotel zu verbringen.«

Auf ihre Freudenbekundungen hin schüttelte der Graf jedem seiner Gäste die Hand und verlieh seiner Dankbarkeit angesichts ihres freundschaftlichen Mitgefühls Ausdruck.

»Kommt herein, kommt herein«, sagte er.

Die drei Mitarbeiter zwängten sich zwischen den aufgetürmten Möbeln herein.

»Wenn Sie so freundlich wären«, sagte der Graf und reichte Andrei eine der Kognakflaschen. Dann kniete er sich vor den Attachékoffer, öffnete die Verschlüsse und klappte ihn auf wie ein riesiges Buch. Darin waren zweiundfünfzig Gläser untergebracht – oder besser, sechsundzwanzig Gläserpaare –, jedes für seinen Verwendungszweck geformt, von der bauchigen Form des Rotweinglases bis hin zu den entzückenden Gläschen für die farbenprächtigen Liköre Südeuropas. Wie es dem Geist der Stunde entsprach, nahm der Graf irgendwelche vier Gläser und verteilte sie, und Andrei, der den Korken schon aus der Flasche gezogen hatte, schenkte ein.

Sobald seine Gäste mit Kognak versorgt waren, hob der Graf sein Glas.

»Auf das Metropol«, sagte er.

»Auf das Metropol!«, sagten die drei.

Der Graf war der geborene Gastgeber, und in der Stunde des Beisammenseins, während er hier ein Glas nachfüllte und dort die Unterhaltung wieder in Gang brachte, standen ihm die verschiedenen Temperamente im Zimmer klar vor Augen. So wagte Andrei an dem Abend ein ungezwungenes Lächeln und ein gelegentliches Zwinkern, ohne jedoch die seiner Position angemessene Förmlichkeit abzulegen. Wassili, der gewöhnlich mit

bewundernswert klarer Aussprache Wegbeschreibungen zu den Sehenswürdigkeiten der Stadt gab, sprach plötzlich mit einem singenden Tonfall, wie jemand, der sich am nächsten Tag vielleicht nicht daran erinnern könnte, was er am Tag zuvor gesagt hatte. Und bei jedem Scherz erlaubte sich die scheue Marina ein Kichern, ohne die Hand vor den Mund zu legen.

Mehr als an jedem anderen Abend freute sich der Graf über die fröhliche Stimmung seiner Gäste, aber er war nicht eitel genug anzunehmen, dass sie allein der Nachricht seines knappen Entinnens zuzuschreiben war. Denn besser als den meisten anderen war ihm bewusst, dass im September 1905 die Mitglieder der Delegation den Vertrag von Portsmouth unterschrieben hatten, mit dem der Russisch-Japanische Krieg beendet wurde. In den siebzehn Jahren seit jenem Frieden – nicht einmal eine Generation – hatte Russland einen Weltkrieg, einen Bürgerkrieg, zwei Hungersnöte und den sogenannten Roten Terror erduldet. Kurzum, es hatte eine Ära der Umwälzungen durchlaufen, die niemanden verschonte. Ob man links- oder rechtsgerichtet war, Rot oder Weiß, ob die eigenen Umstände sich zum Besseren oder Schlechteren gewandelt hatten, es war einfach ein guter Zeitpunkt, auf das Wohl der Nation zu trinken.

Um zehn Uhr begleitete der Graf seine Gäste zum Glockenturm, und mit demselben Zeremoniell wie an der Tür seines Familiensitzes in St. Petersburg wünschte er ihnen eine gute Nacht. Als er wieder in seine Kammer kam, öffnete er das Fenster (das nicht größer als eine Briefmarke war), goss sich den Rest Kognak ein und setzte sich an seinen Schreibtisch.

Den Schreibtisch, der aus dem Paris Ludwigs XVI. stammte und nach der Mode der damaligen Zeit mit Vergoldungen und einer Lederauflage verziert war, hatte der Graf von seinem Patenonkel, dem Großherzog Demidow, geerbt. Der Großherzog, ein Mann mit weißen Koteletten, hellblauen Augen und goldenen Epauletten, konnte vier Sprachen sprechen und sechs lesen. Er

war unverheiratet, vertrat in Portsmouth sein Heimatland, hatte die Leitung von drei Landgütern inne, hielt grundsätzlich nichts von Dummheiten und setzte im Allgemeinen auf Tüchtigkeit. Doch zuvor hatte er zusammen mit dem Vater des Grafen als waghalsiger Kadett in der Kavallerie gedient. So war der Großherzog der aufmerksame Vormund des Grafen geworden. Als 1900 die Eltern des Grafen innerhalb weniger Stunden von der Cholera dahingerafft wurden, war der Großherzog derjenige, der den Jungen beiseitenahm und ihm erklärte, er müsse fortan für seine Schwester stark sein. Schicksalsschläge, sagte er, gebe es in den verschiedensten Formen, und wenn ein Mann nicht Herr über seine Umstände sei, würden die Umstände Herr über ihn werden.

Der Graf fuhr mit der Hand über die unebene Oberfläche des Schreibtisches.

Wie viele der Worte des Großherzogs spiegelten die zarten Eindellungen wider? Über vierzig Jahre lang waren hier knappe Anweisungen für Verwalter, überzeugende Argumente für Staatsmänner und ausgezeichnete Ratschläge für Freunde verfasst worden. Somit war dies ein Schreibtisch, mit dem man zu rechnen hatte.

Der Graf leerte sein Glas und setzte sich auf den Fußboden. Mit der Hand fuhr er an der Rückseite des rechten vorderen Tischbeins entlang, bis er die Sperrklinke fand. Er drückte darauf, so dass sich ein unsichtbares Türchen öffnete, hinter dem ein samtbeschlagenes Fach verborgen war, das – so wie die Fächer in den anderen drei Beinen auch – mit Goldstücken gefüllt war.

Ein Engländer wird an Land gespült

Als Graf Alexander Iljitsch Rostov um halb zehn erwachte, gönnte er sich in den verschwommenen Momenten, bevor das Bewusstsein wieder einsetzte, einen Vorgeschmack auf den vor ihm liegenden Tag.

In weniger als einer Stunde würde er in der warmen Frühlingsluft die Twerskajastraße entlangschlendern, sein Schnurrbart ihm voraus wie ein geblähtes Segel. An einem Zeitungsstand in der Gasetnigasse würde er den *Herald* kaufen und nur einen kurzen Moment an der Bäckerei Filippow verweilen, um die Kuchen im Schaufenster zu betrachten, und dann weitergehen, denn er hatte einen Termin bei seiner Bank.

Doch sobald er am Bordstein stehen bliebe (und den Verkehr abwartete), würde ihm klar, dass sein Lunch im Jockey-Club für zwei Uhr anberaumt war – und dass seine Bankiers ihn zwar um halb elf erwarteten, aber in aller Wahrscheinlichkeit mit ihren Deponenten beschäftigt wären, folglich könnte auch er sie auf ihn warten lassen ... und bei diesen Gedanken würde er eine Kehrtwendung machen, den Zylinder vom Kopf ziehen und die Tür zur Bäckerei Filippow öffnen.

Unverzüglich würden seine Sinne von den Düften unbestreitbar meisterhafter Backkunst betört. Die Luft wäre erfüllt von dem sanften Aroma frisch gebackener Brezeln, süßer Brötchen und

krustiger Brotlaibe, die ihrer unübertroffenen Qualität wegen täglich per Eisenbahn in die Eremitage geliefert wurden – und in den Glaskästen wären in perfekten Reihen Kuchen angeordnet, deren Glasuren farblich so vielfältig wären wie die Tulpen in Amsterdam. Der Graf würde an die Theke treten und das junge Mädchen mit der hellblauen Schürze um ein Millefeuille (ein so treffender Name) bitten und bewundernd zusehen, wie es das Kuchenstück mit einem Teelöffel von dem silbernen Tortenheber auf einen Porzellanteller schob.

Mit dem Teller in der Hand würde der Graf an einem Tisch Platz nehmen, möglichst nah bei den modischen jungen Damen, die sich hier jeden Morgen trafen, um die Verstrickungen des Vorabends zu besprechen. Mit Rücksicht auf ihre Umgebung würden die drei zunächst mit vornehm gedämpften Stimmen sprechen, doch sobald die Gefühle in ihnen aufwallten, würde die Lautstärke zunehmen, so dass gegen Viertel nach elf auch der diskreteste Verzehr eines Tortenstücks nicht umhinkonnte, Mithörer der tausendschichtigen Komplikationen ihrer Herzensangelegenheiten zu werden.

Gegen elf Uhr fünfundvierzig, nachdem er seinen Teller leer gegessen und sich die Krumen aus dem Schnurrbart gestrichen hätte, nachdem er ferner dem Mädchen hinter der Theke dankend gewinkt und seinen Zylinder in Richtung der drei Damen gezückt hätte, mit denen er zuvor ein wenig geplauscht hätte, würde er wieder auf die Twerskajastraße treten und einen Moment innehalten, um zu überlegen: Was jetzt? Sollte er bei der Galerie Bertrand vorbeischaun und sich die neuesten Bilder aus Paris ansehen? Oder einen Abstecher ins Konservatorium machen, wo ein Quartett junger Leute gerade ein Beethoven-Stück probte? Vielleicht würde er auch einfach zurück zum Alexandergarten gehen, wo er auf einer Bank sitzen und den Flieder bewundern könnte, während die Tauben gurrten und mit kratzenden Krallen über das Kupferblech des Fensterbretts hüpfen.

Das Kupferblech des Fensterbretts ...

Ach ja, wurde dem Grafen klar, all das wird es nicht geben.

Wenn er jetzt die Augen schlosse und sich zur Wand drehte, könnte er dann zu der Bank zurückkehren, gerade rechtzeitig, um in dem Moment, da die drei jungen Damen aus der Bäckerei Filippow vorbeikämen, die Bemerkung zu machen: Was für ein hübscher Zufall!?

Zweifellos. Aber sich auszumalen, was passieren könnte, wenn die Umstände anders als die gegebenen wären, ist der sicherste Weg in den Wahnsinn.

Der Graf setzte sich aufrecht hin, stellte beide Füße flach auf den nackten Fußboden und zwirbelte die Kompassenden seines Schnurrbarts.

Auf dem Schreibtisch des Grafen standen ein Champagnerglas und ein Kognakglas. Die schmale, aufrechte Form des ersteren neben der gedrungenen Rundung des zweiten weckte unwillkürlich das Bild von Don Quijote und Sancho Pansa auf der Ebene der Sierra Morena. Oder das von Robin Hood und Friar Tuck im Sherwood Forest. Oder das von Prinz Hal und Falstaff vor den Toren von –

Es klopfte an der Tür.

Der Graf stand auf und stieß sich den Kopf an der Decke.

»Einen Moment«, rief er, rieb sich den Kopf und suchte in der Truhe nach seinem Morgenmantel. Nachdem er passend angezogen war, öffnete er die Tür, vor der ein eifriger Bursche stand, der das Frühstück des Grafen brachte – eine Kanne Kaffee, zwei Haferkekse, ein Stück Obst (heute eine Pflaume).

»Sehr gut, Juri! Kommen Sie herein, kommen Sie. Stellen Sie es da ab.«

Während Juri das Frühstück auf der Truhe anordnete, setzte sich der Graf an den Schreibtisch des Großherzogs und schrieb eine kurze Notiz an einen Konstantin Konstantinowitsch in der Durnowskistraße.

»Wären Sie so freundlich, dies abzugeben, mein Freund?«

Juri zögerte keinen Moment, nahm den Brief und versprach,

ihn persönlich zu überbringen. Das Trinkgeld quittierte er mit einer Verneigung. Auf der Schwelle blieb er stehen.

»Soll ich ... die Tür angelehnt lassen?«

Eine vernünftige Frage, denn im Zimmer war es stickig, und im sechsten Stock bestand wohl kaum die Gefahr, gestört zu werden.

»Ja, bitte.«

Während Juris Schritte auf der Treppe verklangen, legte der Graf sich die Serviette auf den Schoß, goss Kaffee ein und gab zwei Tropfen Sahne dazu. Beim ersten Schluck stellte er zufrieden fest, dass Juri die zusätzlichen Stockwerke besonders schnell erstiegen haben musste, denn der Kaffee war so heiß wie sonst auch.

Als er mit seinem Obstmesser ein Stück Pflaume vom Kern schnitt, bemerkte er einen silbrigen Schatten, so flüchtig wie ein Fetzen Rauch, der hinter die Reisetruhe glitt. Der Graf beugte sich zur Seite, sah um den Lehnstuhl herum und entdeckte, dass dieses Irrlicht niemand anders war als die Hauskatze des Metropol, ein einäugiger Kater der Rasse Russisch Blau, dem nichts innerhalb des Hotelgebäudes entging und der offenbar auf den Dachboden gekommen war, um das neue Quartier des Grafen in Augenschein zu nehmen. Er trat aus dem Schatten und sprang geräuschlos vom Fußboden auf den Attachékoffer, vom Attachékoffer auf den Couchtisch, und vom Couchtisch auf die dreibeinige Kommode. Von diesem Aussichtspunkt aus ließ er seinen aufmerksamen Blick durch die Kammer schweifen und schüttelte anschließend enttäuscht den Kopf.

»Ja«, sagte der Graf, nachdem er sich ebenfalls umgesehen hatte. »Ich stimme dir zu.«

Die ungeordneten, gedrängt stehenden Möbelstücke verliehen dem kleinen Reich des Grafen das Aussehen eines Trödeladens im Arbat. In einer Stube von dieser Größe hätte dem Grafen ein einzelner Lehnstuhl genügt, ein einzelner Nachttisch, eine einzelne Lampe. Auf das Limoges seiner Großmutter hätte er ganz und gar verzichten können.

Und die Bücher? *Alle Bücher!*, hatte er gestern so großspurig an-

geordnet. Aber bei Tage besehen musste er zugeben, dass diese Anweisung weniger von praktischer Vernunft ausgegangen war als vielmehr von dem kindischen Wunsch, die Pagen zu beeindrucken und die Wachen auf ihren Platz zu verweisen. Denn die Bücher entsprachen gar nicht dem Geschmack des Grafen. Seine persönliche Bibliothek großartiger Erzählungen von Schriftstellern wie Balzac, Dickens und Tolstoi war in Paris zurückgeblieben, während die Bücher, die die Pagen auf den Dachboden geschleppt hatten, die seines Vaters waren, und jedes dieser Werke, allesamt Studien der rationalen Philosophie und der Wissenschaft moderner Landwirtschaft, bot schwere Kost und war nahezu undurchdringlich.

Zweifellos war ein weiteres Ausdünnen nötig.

Nachdem der Graf gefrühstückt, gebadet und sich angekleidet hatte, machte er sich an die Arbeit. Zunächst versuchte er, die Tür zum Zimmer nebenan zu öffnen. Offenbar war sie von innen durch etwas Schweres blockiert, denn sie bewegte sich kaum, als der Graf sich mit der Schulter dagegenstemmte. Die nächsten drei Kammern fand der Graf vom Fußboden bis zu den Dachsparren mit Gerümpel vollgestellt. Aber in der letzten Kammer war neben einem Stapel Schieferplatten und einem Haufen Kupferbleche genügend Platz rund um einen alten zerbeulten Samowar, wo einst die Dachdecker ihren Tee getrunken hatten.

Der Graf ging in sein Zimmer zurück und hängte ein paar Jacketts in den Schrank. Er verstaute Hosen und Hemden in der hinteren rechten Ecke der Kommode (damit das dreibeinige Biest nicht das Gleichgewicht verlor). Dann zerrte er die Reisetruhe und die Hälfte der Möbel und alle Bücher seines Vaters über den Flur in die Kammer. Auf diese Weise hatte er innerhalb einer Stunde das Mobiliar in seiner Kammer auf das Wesentliche reduziert – den Schreibtisch mit Stuhl, das Bett mit Nachttisch, einen Lehnstuhl für Besucher – und eine drei Meter lange Passage geschaffen, in der ein Gentleman schreiten und seinen Gedanken nachgehen konnte.

Zufrieden sah der Graf den Kater an (der bequem im Lehnstuhl zusammengerollt lag und sich die Sahne von den Pfotenleckte): »Wie findest du es jetzt, alter Pirat?«

Der Graf setzte sich an den Schreibtisch und nahm das einzige Buch in die Hand, das er behalten hatte. Es war sicherlich zehn Jahre her, dass der Graf sich vorgenommen hatte, dieses in allen Landen gelobte und von seinem Vater hochgeschätzte Werk zu lesen. Aber jedes Mal, wenn er mit dem Finger auf den Kalender gezeigte und erklärt hatte: *Diesen Monat widme ich mich den Essai von Michel de Montaigne*, hatte das Leben mit einer teuflischen Verlockung gewinkt. Sei es, dass unerwartet ein Liebesinteresse aufgekomen war, an dem er guten Gewissens nicht vorbeigehen konnte, oder dass sein Bankier angerufen hatte oder dass der Zirkus in die Stadt gekommen war.

Das Leben hatte seine Verlockungen, fürwahr.

Doch hier waren die Umstände endlich derart, dass sie den Grafen nicht ablenken, sondern ihm im Gegenteil Zeit und Muße schenken würden, so dass er sich ganz dem Buch widmen konnte. Also nahm er es entschlossen in die Hand, legte einen Fuß auf die Kante der Kommode und kippte sich so weit zurück, dass der Stuhl auf den hinteren Beinen balancierte, und begann zu lesen:

Auf verschiedenen Wegen erreichen wir dasselbe Ziel

Die üblichste Methode, die Herzen derjenigen zu erweichen, die wir gekränkt haben, wenn sie auf Rache sinnen und wir ihrer Willkür ausgesetzt sind, besteht in der Unterwerfung, um sie damit zu Mitgefühl und Milde zu bewegen. Jedoch haben Kühnheit und Standfestigkeit – ganz entgegengesetzte Mittel – gelegentlich dieselbe Wirkung gezeitigt ...

Schon auf Gut Weile hatte der Graf die Angewohnheit entwickelt, beim Lesen auf dem Stuhl zu kippeln.

An herrlichen Frühlingstagen, wenn die Obstgärten in Blüte

standen und die Mäusegerste aus dem Gras herauswuchs, hatten Helena und er sich eine schöne Ecke ausgesucht, wo sie einige Stunden verweilten. Einmal war es vielleicht unter der Pergola auf dem oberen Patio, ein andermal neben der großen Ulme mit Blick auf die Flussbiegung. Während Helena stickte, kippte der Graf seinen Stuhl zurück, wobei er den Fuß leicht an den Rand des Springbrunnens oder gegen den Baumstamm stützte, und las laut aus ihren Lieblingswerken von Puschkin vor. Und Stunde um Stunde, Strophe für Strophe stichelte ihre kleine Nadel.

»Was soll mit all diesen Stichen geschehen?«, fragte er manchmal am Ende einer Seite. »Inzwischen muss doch jeder Kissenbezug im Haus mit einem Schmetterling verziert sein und jedes Taschentuch mit einem Monogramm.« Und wenn er ihr unterstellte, dass sie des Nachts die Stiche wieder auftrennte, damit er ihr noch ein Versepos vorlesen musste, lächelte sie geheimnisvoll.

Der Graf lenkte den Blick von Montaigne auf Helenas Porträt, das an der Wand lehnte. Es war in einem August auf Gut Weile gemalt worden und zeigte seine Schwester am Esstisch vor einem Teller Pfirsiche. Wie gut Serow sie eingefangen hatte – das rabenschwarze Haar, die Wangen leicht gerötet, ihr Ausdruck weich und nachgiebig. Vielleicht war etwas in den Stichen gewesen, dachte der Graf, eine zarte Weisheit, der sie mit jeder kleinen gestickten Schlaufe näherkam. Solche Warmherzigkeit besaß sie mit vierzehn Jahren, dass man sich die Anmut, die ihr mit fünf- undzwanzig zu eigen gewesen wäre, nur ausmalen konnte ...

Der Graf wurde von einem leisen Klopfen aus seiner Träumerei geweckt. Er schlug das Buch seines Vaters zu und drehte sich zur Tür um, wo ein sechzig Jahre alter Grieche stand.

»Konstantin Konstantinowitsch!«

Der Graf ließ die vorderen Beine des Stuhls auf den Boden knallen, ging zur Tür und schüttelte dem Besucher die Hand.

»Ich bin sehr froh, dass Sie kommen konnten. Wir haben uns nur ein- oder zweimal gesehen, und vielleicht erinnern Sie sich nicht an mich – ich bin Alexander Rostov.«

Der alte Grieche verneigte sich zum Zeichen, dass er keiner Erinnerung bedurfte.

»Kommen Sie herein, kommen Sie herein. Setzen Sie sich.«

Der Graf wedelte mit Montaignes Meisterwerk vor dem einäugigen Kater (der mit einem Zischen auf den Boden sprang), bot dem Besucher den Lehnstuhl an und setzte sich selbst wieder auf den Schreibtischstuhl.

Im nächsten Moment erwiderte der alte Grieche den Blick des Grafen mit einem Ausdruck gemäßigter Neugier – der durchaus verständlich war, denn geschäftlich waren sie einander noch nicht begegnet. Da der Graf es nicht gewohnt war, beim Kartenspiel zu verlieren, eröffnete er jetzt das Gespräch.

»Wie Sie sehen, Konstantin, haben sich meine Umstände verändert.«

Der Besucher erlaubte sich eine überraschte Miene.

»Wahrhaftig«, sagte der Graf. »Sie haben sich erheblich verändert.«

Der alte Grieche ließ seinen Blick durch das Zimmer schweifen und bekannte mit erhobenen Händen die beklagenswerte Unbeständigkeit der Umstände.

»Brauchen Sie vielleicht Zugang zu ... Kapital?«, begann er.

Er machte eine winzige Pause vor dem Wort *Kapital*. Und in der geschätzten Meinung des Grafen war es eine perfekte Pause – eine, die in Jahrzehnten delikater Gespräche verfeinert worden war. Es war eine Pause, die ein gewisses Mitgefühl für den Gesprächspartner ausdrückte, ohne auch nur im Geringsten anzudeuten, dass es in seinem jeweiligen Status eine Veränderung gegeben habe.

»Nein, nein«, versicherte der Graf nachdrücklich und schüttelte den Kopf, um zu betonen, dass Geld zu leihen nicht die Sache der Rostovs war. »Im Gegenteil, Konstantin, ich habe etwas, das Sie interessieren könnte.« Und der Graf produzierte wie aus der Luft eine der Münzen aus dem großherzoglichen Schreibtisch und hielt sie aufrecht zwischen Daumen und Zeigefinger.

Der alte Grieche betrachtete die Münze einen Augenblick lang

und ließ den Atem zum Zeichen seiner Würdigung langsam entweichen. Denn Konstantin Konstantinowitsch war zwar von Beruf Geldverleiher, seine Kunst aber bestand darin, ein Objekt eine Minute anzusehen, es einen Moment in der Hand zu halten und sofort seinen wahren Wert zu erfassen.

»Darf ich ...?«, fragte er.

»Selbstverständlich.«

Er nahm die Münze, drehte sie einmal herum und reichte sie ehrfürchtig zurück. Denn nicht nur war das Stück in einem metallurgischen Sinne rein, das Funkeln des Doppeladlers auf der Rückseite bestätigte außerdem dem erfahrenen Auge, dass es sich um eine der fünftausend Münzen handelte, die zum Gedenken an die Krönung Katharinas der Großen geprägt worden waren. Kaufte man eine solche Münze einem in Not geratenen Gentleman ab, konnte man sie in den besten Zeiten auch einem vorsichtigen Bankhaus zu einem gesunden Gewinn verkaufen. Und in Zeiten der Unruhe? Zwar brach die Nachfrage nach gewöhnlichen Luxusgütern ein, der Wert von Schätzen wie diesem aber stieg beständig.

»Entschuldigen Sie bitte meine Neugier, Eure Exzellenz, ist das ... ein Einzelstück?«

»Ein Einzelstück? Keineswegs«, sagte der Graf mit einem Kopfschütteln. »Es lebt wie ein Soldat in der Kaserne. Wie ein Sklave auf einer Galeere. Nicht einen Moment allein.«

Der alte Grieche stieß wieder den Atem aus.

»Wenn das so ist ...«

Und in wenigen Minuten hatten die beiden Männer ohne Wenn und Aber eine Vereinbarung getroffen. Überdies erklärte sich der alte Grieche bereit, drei Briefe zuzustellen, die der Graf unverzüglich zu schreiben begann. Darauf schüttelten sie sich wie alte Bekannte die Hände und vereinbarten ein neuerliches Treffen in drei Monaten.

Als der alte Grieche das Zimmer verlassen wollte, blieb er stehen.

»Eure Exzellenz ... darf ich Ihnen eine persönliche Frage stellen?«

»Selbstverständlich.«

Er deutete fast schüchtern auf den großherzoglichen Schreibtisch.

»Können wir mit neuen Versen von Ihnen rechnen?«

Der Graf lächelte.

»Ich bedauere, Konstantin, ich fürchte, meine Tage als Dichter sind vorbei.«

»Wenn Ihre Tage als Dichter vorbei sind, dann sind wir diejenigen, die das bedauern.«

Etwas versteckt in der nordöstlichen Ecke im zweiten Stock des Hotels lag das Bojarski, das beste Restaurant Moskaus, wenn nicht gar ganz Russlands. Mit seinen Gewölbedecken und weinroten Wänden, die die Heimstatt eines Bojaren, eines aristokratischen Landbesitzers, beschworen, war seine Innenausstattung die eleganteste in der ganzen Stadt, sein Personal war vorbildlich und sein Küchenchef unübertroffen.

So viele wollten einmal im Bojarski speisen, dass sich Abend für Abend eine erwartungsvolle, auf Einlass hoffende Menge einfand, durch die man sich kämpfen musste, wollte man Andreis Blick erhaschen, der über das große schwarze Buch herrschte, in dem die Namen der Glücklichen eingetragen waren, und wenn der Maître d'Hôtel einen herbeiwinkte, wurde man auf dem Weg zu einem Tisch in der Ecke möglicherweise fünfmal in vier verschiedenen Sprachen angesprochen und dann von einem Kellner in weißem Jackett zuvorkommend bedient.

Zumindest war das bis 1920 so gewesen, aber nachdem die Bolschewiken die Grenzen geschlossen hatten, beschlossen sie auch, den Rubel als Zahlungsmittel in den feinen Restaurants zu verbieten, was zur Folge hatte, dass sie neunundneunzig Prozent der Bevölkerung versagt waren. Als der Graf also an dem Abend das Hauptgericht zu essen begann, schlugen Wassergläser leicht

an Besteck, unterhielten Paare sich verlegen flüsternd, und auch die besten Kellner hatten nichts zu tun und starrten an die Decke.

Aber jede Zeit hat ihre guten Seiten, selbst eine Zeit der Unruhe ...

Als Emile Schukowski 1912 den Posten des Chef de Cuisine im Metropol angeboten bekam, übernahm er sowohl das erfahrene Personal als auch eine gut ausgerüstete Küche. Dazu gehörte die beeindruckendste Vorratskammer östlich von Wien. Ihr Gewürzsoriment bot einen Überblick über die Aromen der Welt und die Kühlabteilung eine umfassende Auswahl von Geflügel und anderen Tieren, die an den Füßen aufgehängt waren. Folglich konnte man zu dem Schluss kommen, das Jahr 1912 sei bestens geeignet, die Talente eines Kochs auf die Probe zu stellen. Aber in Zeiten des Überflusses vermag jeder Dummkopf mit einem Löffel in der Hand die Gaumen seiner Gäste zufriedenzustellen. Um den Erfindungsreichtum eines Kochs wirklich auf die Probe zu stellen, bedarf es einer Zeit des Mangels. Und wann herrscht Mangel, wenn nicht im Krieg?

In den postrevolutionären Zeiten – mit ihrem wirtschaftlichen Niedergang, den Missernten und dem ins Stocken geratenen Handel – waren feine Zutaten in Moskau so selten wie Schmetterlinge am Meer. Die Vorratskammer des Metropol wurde Bündel um Bündel, Pfund für Pfund, Prise nach Prise geleert, und der Küchenchef musste die Erwartungen seiner Gäste mit Maismehl, Mohrrüben und Weißkohl befriedigen – also mit dem, was er ergattern konnte.

Manch einer mochte behaupten, Emile Schukowski sei ein Haudegen, und ein anderer ihn als unwirsch bezeichnen. Wieder andere sagten, er sei genauso kurz angebunden, wie er kurz geraten sei. Doch sein Genie konnte niemand in Frage stellen. Nehmen wir das Gericht, von dem der Graf just in diesem Moment die letzten Bissen aß: ein aus der Not gestaltetes Saltimbocca. Statt Kalbsfilet hatte Emile eine Hühnerbrust flach geklopft. Statt Parmaschinken hatte er Schinken aus der Ukraine in hauchdünne

Scheiben geschnitten. Und statt Salbei, des feinen Gewürzes, das die verschiedenen Aromen bindet? Er hatte sich für ein Gewürzkraut entschieden, das so weich und aromatisch war wie Salbei ... weder Basilikum noch Oregano, davon war der Graf überzeugt, aber er kannte es von irgendwoher ...

»Ist alles recht, Eure Exzellenz?«

»Vorzüglich wie immer, Andrei.«

»Und das Saltimbocca?«

»Kreativ. Aber eine Frage habe ich. Das Kraut, mit dem Emile den Schinken unterlegt hat – ich weiß, es ist kein Salbei. Könnte es Brennnessel sein?«

»Brennnessel? Das bezweifle ich. Aber ich frage nach.«

Mit einer Verneigung zog sich der Maître d'Hôtel zurück.

Kein Zweifel, Emile Schukowski war ein Genie, überlegte der Graf, aber derjenige, der dem Bojarski seinen Ruf der Exzellenz sicherte, indem er dafür sorgte, dass im Restaurant alles reibungslos lief, war Andrei Duras.

Das auffallendste Merkmal von Andrei, einem attraktiven, schlanken Mann mit grauen Schläfen, der aus Südfrankreich stammte, war weder sein Aussehen noch seine Größe noch sein Haar. Es waren seine Hände. Seine weißen, gepflegten Finger waren einen guten Zentimeter länger als bei anderen Männern seiner Größe. Wäre er Pianist gewesen, hätte er mühelos eine Duodezime greifen können. Als Puppenspieler hätte er unter den Augen der drei Hexen allein den Schwertkampf zwischen Macbeth und Macduff aufführen können. Aber Andrei war weder Pianist noch Puppenspieler, zumindest nicht im herkömmlichen Sinne. Er war der erste Mann im Bojarski, und man sah staunend zu, wie seine Hände in jedem Moment wussten, was sie zu tun hatten.

Soeben hatte er beispielsweise eine Gruppe von Damen an einen Tisch geleitet, wo er sämtliche Stühle gleichzeitig für sie zurückziehen schien. Kaum nahm eine der Damen eine Zigarette aus dem Etui, hatte er schon das Feuerzeug in der einen Hand und legte die andere um die Flamme. (Als wäre im Bojarski schon je-

mals ein Luftzug zu spüren gewesen!) Und als die Dame mit der Weinkarte um eine Empfehlung bat, zeigte er nicht mit bloßem Finger auf den 1900er Bordeaux, wenigstens nicht im teutonischen Sinne, sondern vollführte vielmehr eine Geste ähnlich der, mit der an der Decke der Sixtinischen Kapelle die oberste göttliche Instanz den Lebensfunken spendet. Er verneigte sich, ging durch den Saal und verschwand in der Küche.

Doch es war kaum eine Minute vergangen, als die Tür sich wieder öffnete und Emile heraustrat.

Der Küchenchef, knapp einen Meter siebzig groß und einhundert Kilo schwer, ließ den Blick durch den Raum schweifen und steuerte dann auf den Grafen zu, Andrei hinterdrein. Auf dem Weg quer durch den Speisesaal stieß der Koch an den Stuhl eines Gastes und hätte beinahe einen Hilfskellner, der mit einem Tablett von Tisch zu Tisch ging und abräumte, angerempelt. Vor dem Tisch des Grafen kam er abrupt zum Stehen und musterte ihn, wie man vielleicht einen Gegner abschätzt, bevor man ihn zum Duell herausfordert.

»Bravo, *Monsieur*«, sagte er in verletztem Ton. »Bravo!«

Damit drehte er sich auf dem Absatz um und ging wieder in die Küche.

Andrei, leicht außer Atem, verneigte sich, sowohl zur Entschuldigung als auch um Hochachtung auszudrücken.

»Es war in der Tat Brennnessel, Eure Exzellenz. Ihr Gaumen ist wie eh und je unübertroffen.«

Der Graf neigte normalerweise nicht dazu, sich zu brüsten, doch jetzt konnte er ein zufriedenes Lächeln nicht unterdrücken.

Andrei, der wusste, dass der Graf eine Schwäche für Süßes hatte, deutete auf den Wagen mit den Desserts.

»Darf ich Ihnen ein Stück Pflaumentorte auf Kosten des Hauses bringen?«

»Vielen Dank für die Freundlichkeit, Andrei. Normalerweise gern, aber heute habe ich mich schon anderweitig festgelegt.«

Nachdem der Graf verstanden hatte, dass ein Mensch Herr seiner Umstände sein muss, wenn er nicht von ihnen beherrscht werden will, begann er zu überlegen, wie ein Mensch das erreichen konnte, wenn er zu einem Leben unter Hausarrest verdammt worden war.

Für Edmond Dantès im Château d'If waren es Rachegedanken, die ihm halfen, einen klaren Verstand zu bewahren. Nachdem er ungerechterweise ins Gefängnis gesperrt worden war, hielt er sich mit Gedanken an die systematische Vernichtung der Personen aufrecht, die diese Niederträchtigkeit gegen ihn verübt hatten. Cervantes, der in Algier von Piraten festgehalten wurde, gab die Aussicht auf das, was er noch schreiben wollte, die nötige Kraft, während Napoleon, der auf Elba zwischen Hühnern umherstapfte, Fliegen verscheuchte und Schlammputzen vermied, von der Vorstellung seiner triumphalen Rückkehr nach Paris gestärkt wurde.

Der Graf jedoch hatte nicht das Naturell für Rache, ihm fehlte die Phantasie, um Epen zu schreiben, und schon gar nicht besaß er das Selbstbewusstsein, sich in Träumen als der Retter eines Reiches zu sehen. Nein. Ihm sollte als Vorbild für die Beherrschung seiner Umstände ein ganz anderer Gefangener dienen, ein Engländer nämlich, der an Land gespült worden war. Wie Robinson Crusoe, der auf der Insel der Verzweiflung gestrandet war, würde der Graf durchhalten, indem er sich mit den praktischen Dingen befasste. Haben die Crusoes dieser Welt den Traum schneller Rettung erst einmal abgehakt, suchen sie Unterschlupf und eine Wasserquelle. Sie bringen sich bei, mit Feuerstein ein Feuer zu entzünden, und studieren die Topographie der Insel, das Klima, die Flora und Fauna, während sie mit den Augen unermüdlich den Horizont nach Segeln absuchen und den Sand nach Fußspuren.

Mit diesem Ziel vor Augen hatte der Graf dem alten Griechen die drei Briefe ausgehändigt. Binnen weniger Stunden waren zwei Boten beim Grafen erschienen: Ein junger Mann kam von Muir & Mirrieles und brachte feine Leinenbetttücher und ein gutes Kis-

sen, ein anderer kam aus der Petrowski-Passage mit vier Stücken von der Lieblingsseife des Grafen.

Und die dritte Briefempfängerin? Offenbar war sie ins Hotel gekommen, als der Graf beim Essen war. Denn auf seinem Bett stand ein hellblauer Karton, der ein einzelnes Mille-feuille enthielt.

Ein Termin

Nie war das Schlagen der Uhr um zwölf so herbeigesehnt worden. Nicht in Russland. Nicht in Europa. In der ganzen Welt nicht. Hätte Romeo von Julia erfahren, dass sie um zwölf Uhr mittags an ihrem Fenster erscheinen würde, hätte das Entzücken des jungen Mannes aus Verona, als die Stunde gekommen war, dem des jungen Grafen nicht gleichkommen können. Wäre Herrn Stahlbaums Kindern – Fritz und Clara – am Weihnachtstag gesagt worden, dass die Türen zum Salon um die Mittagszeit aufgehen würden, hätte ihre Freude die des Grafen beim ersten Glockenschlag nicht übertreffen können.

Denn nachdem der Graf erfolgreich jeden Gedanken an die Twerskajastraße (und die zufälligen Begegnungen mit modischen jungen Damen) abgewehrt hatte, nachdem er gebadet und sich angezogen und seinen Kaffee getrunken und das Obst (heute eine Feige) gegessen hatte, nahm er kurz nach zehn die Lektüre von Montaignes Meisterwerk wieder auf, wobei er allerdings merkte, dass sein Blick spätestens alle fünfzehn Zeilen zur Uhr wanderte ...

Zugegeben, dem Grafen war am Tag zuvor, als er das Buch zum ersten Mal vom Schreibtisch genommen hatte, leicht beklommen zumute gewesen. Denn das Werk, in einem einzigen Band, hatte die Dichte eines Wörterbuchs oder einer Bibel – Bücher also, in

denen man blättern oder etwas nachschlagen konnte, die man aber niemals ganz las. Als sich der Graf das Inhaltsverzeichnis ansah – die Liste von einhundertseven *essai* mit Titeln wie Beständigkeit, Mäßigung, Einsamkeit, Schlaf –, fand er seinen ursprünglichen Verdacht bestätigt, dass nämlich das Buch im Hinblick auf Winterabende geschrieben worden war. Zweifellos war es ein Buch für die Zeit, wenn die Vögel ihre Reise nach Süden angetreten hatten und das Holz beim Kamin gestapelt war und die Felder unter einer Schneedecke lagen, eine Zeit mithin, in der man nicht den Wunsch verspürte, das Haus zu verlassen, und die Freunde keinen Wunsch hatten, einen zu besuchen.

Dennoch sah der Graf entschlossen auf die Uhr, so wie ein erfahrener Schiffskapitän die genaue Zeit festhält, wenn er den Hafen zu einer großen Reise verlässt, und wagte sich erneut in die Wellen der ersten Meditation: »Auf verschiedenen Wegen erreichen wir dasselbe Ziel.« In diesem ersten *essai* – der treffende Beispiele aus den Annalen der Geschichte enthielt – lieferte der Autor eine überaus überzeugende Argumentation dafür, dass man, wenn man auf Gedeih und Verderb einem anderen ausgeliefert war, um Gnade bitten solle.

Oder stolz und ungebeugt bleiben solle.

Nachdem der Autor festgestellt hatte, dass beide Haltungen richtig sein konnten, ging er zu seiner zweiten Meditation über: »Von der Traurigkeit«.

Hier führte Montaigne eine ganze Reihe von unanfechtbaren Quellen des Goldenen Zeitalters an, die schlüssig darstellten, dass Traurigkeit ein Gefühl ist, das man am besten mit anderen teilt.

Oder für sich behält.

Irgendwo in der Mitte des dritten *essai* fiel dem Grafen plötzlich auf, dass er schon das vierte oder fünfte Mal auf die Uhr geguckt hatte. Oder sogar das sechste Mal? Obwohl die genaue Anzahl der Blicke zur Uhr nicht festgestellt werden konnte, schien doch die Vermutung nahezuliegen, dass die Aufmerksamkeit des Grafen immer wieder zur Uhr hingezogen wurde.

Aber schließlich, was war das auch für ein Chronometer!

Die Uhr mit dem Zweimalschlag, von der alteingesessenen Firma Breguet für den Vater des Grafen gefertigt, war ein wahrhaftes Meisterstück. Das Ziffernblatt aus weißer Emaille hatte die Größe einer Pampelmuse, die Schmucksteine aus Lapislazuli bildeten von oben nach unten eine asymptotische Kurve, während das innere Werk aus Edelsteinen von Uhrmachern hergestellt worden war, die in der ganzen Welt für ihre unfehlbare Präzision bekannt waren. Und dieser Ruf war wohlbegründet. Denn während der Graf sich in den dritten *essai* vertiefte (in dem Plato, Aristoteles und Cicero sich mit Kaiser Maximilian auf eine Couch drängten), konnte der Graf jedes einzelne Ticken hören.

Zehn Uhr, zwanzig Minuten und sechsundfünfzig Sekunden zeigte die Uhr an.

Zehn Uhr zwanzig und siebenundfünfzig.

Achtundfünfzig.

Neunundfünfzig.

Ja, die Uhr zählte die Sekunden so präzise wie Homer seine Versfüße und Petrus die Sünden der Sünder.

Aber wo waren wir stehengeblieben?

Ach ja, beim dritten *essai*.

Der Graf verschob seinen Lehnstuhl etwas nach links, um die Uhr nicht mehr im Blickfeld zu haben, dann suchte er den Absatz, den er gelesen hatte. Er war sich fast sicher, dass es der fünfte Absatz auf Seite fünfzehn war. Doch als er wieder in die Sätze eintauchte, schien ihm der Zusammenhang völlig unvertraut, so wie auch die Absätze unmittelbar davor. Schließlich musste er drei Seiten zurückblättern, bis er ein Stück fand, das ihm hinreichend bekannt vorkam, so dass er vertrauensvoll weiterlesen konnte.

»Ist es bei Ihnen auch so?«, wollte der Graf von Montaigne wissen. »Ein Schritt vorwärts, zwei zurück?«

Entschlossen zu zeigen, wer hier wen beherrschte, gelobte der Graf, erst dann wieder aufzublicken, wenn er den fünfundzwanzigsten *essai* gelesen hatte. Mit diesem Vorsatz las der Graf die *essai*

vier, fünf und sechs zügig durch. Und als er auch den siebten und achten recht schnell gelesen hatte, schien der fünfundzwanzigste *essai* so nah wie eine Wasserkaraffe auf dem Esstisch.

Doch während der Graf sich mit den *essai* elf, zwölf und dreizehn abmühte, schien sein Ziel wieder in weite Ferne zu rücken. Jetzt war das Buch nicht mehr der Esstisch, sondern eine Art Sahara. Und nachdem der Graf seine Wasserflasche geleert hatte, mußte er bald über die Sätze kriechen, und hinter jedem hart eroberten Gipfel einer gelesenen Seite käme nur ein neuer zum Vorschein ...

Gut, dann war das eben so. Der Graf kroch weiter.

Über die elfte Stunde hinweg.

Über den sechzehnten *essai* hinweg.

Dann, plötzlich, holte der schnell ausschreitende Wächter der Minuten seinen krummbeinigen Bruder oben auf dem Ziffernblatt ein. Als die beiden sich trafen, lockerten sich die Federn im Uhrwerk, die Zahnräder drehten sich, und der kleine Hammer ließ den ersten der lieblichen Töne erklingen, die zwölf Uhr mittags anzeigten.

Die Vorderbeine des Lehnstuhls, auf dem der Graf saß, setzten laut auf dem Fußboden auf, und Monsieur Montaigne machte einen doppelten Salto durch die Luft und landete auf der Bettdecke. Beim vierten Schlag rannte der Graf die Glockenturmterrasse hinter, beim achten war er in der Lobby angekommen, die er auf dem Weg zum Souterrain durchquerte, wo er seine wöchentliche Verabredung mit Jaroslaw Jaroslawl, dem unübertroffenen Barbier des Hotel Metropol, hatte.

Seit über zwei Jahrhunderten (so wollen es zumindest die Historiker) waren es die Salons in St. Petersburg, in denen die Kultur unseres Landes vorangebracht wurde. In den prächtigen Räumen mit Blick über den Fontanka-Kanal entstanden neue Rezepte, neue Moden und neue Ideen und wagten ihre ersten zaghaften Schritte in die russische Gesellschaft. Aber wenn das wirklich zutraf, dann

lag es hauptsächlich an den Aktivitäten in den Räumen unter dem Salon. Denn da, ein Stück unterhalb des Straßenniveaus, sorgten die Butler und Köche und Diener dafür, dass alles weiterhin glatt und reibungslos lief, als zum ersten Mal die Ideen von Darwin oder Manet diskutiert wurden.

Das galt genauso für das Metropol.

Seitdem es 1905 eröffnet worden war, hatten sich in den Suiten und Restaurants die Berühmten, Einflussreichen und Gebildeten versammelt, aber die Atmosphäre schwerelosere Eleganz wäre niemals ohne die Dienstleistungen der unteren Etage möglich gewesen.

Wenn man das Ende der Marmorstufen erreichte, die von der Lobby nach unten führten, stand man vor einem Zeitungsstand, an dem ein Gentleman hundert Schlagzeilen lesen konnte, jetzt allerdings nur noch auf Russisch.

Daneben lag das Geschäft von Fatima Federowa, der Blumenhändlerin. Schon 1920 fiel der Laden den Ereignissen zum Opfer, die Fächer waren geleert und die Fenster mit Papier zugeklebt worden, einer der farbenprächtigsten Orte des Hotels war bloß noch ein trauriger Anblick. In seiner Glanzzeit waren in dem Laden große Mengen Blumen verkauft worden. Er hatte den üppigen Blumenschmuck für die Lobby und die Lilien für die Zimmer geliefert, hier wurden die Rosenbouquets, die im Bolschoi den Ballerinen vor die Füße geworfen wurden, und die Knopflochblumen für die Männer, die selbige Rosenbouquets warfen, verkauft. Natürlich hatte Fatima sich fließend auf den Blumencode verstanden, der seit dem Zeitalter der Ritterlichkeit in der feinen Gesellschaft herrschte. Nicht nur konnte sie einem sagen, welche Blumen man schicken musste, wenn man um Verzeihung bitten wollte, sie wusste auch, mit welcher Blume man sich für eine Verspätung entschuldigte, mit welcher für ein unachtsames Wort, mit welcher für die Kränkung der eigenen Begleiterin, weil man der jungen Dame am Eingang Beachtung geschenkt hatte. Kurzum, Fatima kannte den Duft, die Farben und den Zweck von Blumen besser als eine Biene.

Gut, Fatimas Laden hatte zugemacht, sinnierte der Graf, aber waren die Blumenläden in Paris unter der »Herrschaft« von Robespierre nicht auch geschlossen worden, und gab es jetzt nicht einen Überfluss von Blumen in ebendieser Stadt? Und genauso würde auch im Metropol die Zeit für Blumen wiederkommen.

Ganz am Ende des Ganges erreichte man Jaroslaws Barbiergeschäft. Dieser Ort, an dem Optimismus, Präzision und politische Neutralität galten, stellte somit die Schweiz des Hotels dar. Hätte der Graf sich vorgenommen, seiner Umstände mit praktischen Maßnahmen Herr zu werden, dann wäre dies ein kleiner Einblick, wie er das bewerkstelligen sollte: ein streng eingehaltener Termin für den wöchentlichen Haarschnitt.

Als der Graf den Laden betrat, war Jaroslaw mit einem silberhaarigen Herrn in einem hellgrauen Anzug beschäftigt, während ein stämmiger Kerl in zerknittertem Jackett auf der Bank an der Wand wartete. Der Barbier begrüßte den Grafen mit einem Lächeln und bat ihn, auf dem freien Stuhl neben ihm Platz zu nehmen.

Der Graf ließ sich auf dem Stuhl nieder und nickte dem gedrungenen Kerl freundlich zu, lehnte sich dann zurück und ließ seinen Blick über den Kabinettschrank wandern, das Wunderding in Jaroslaws Laden. Wollte man im Larousse die Definition von Kabinettschrank nachschlagen, fand man womöglich: *ein Möbel, oft mit Schnitzereien verziert, in dem Dinge vor Blicken verborgen aufbewahrt werden können*. Eine dienliche Definition, keine Frage, die auf alles, vom Küchenschrank in einem Bauernhaus bis zu einem Chippendale-Schrank im Buckingham Palace, passte. Auf Jaroslaws Kabinettschrank hingegen passte eine solche Beschreibung nicht, denn er war ausschließlich aus Nickel und Glas gemacht und sollte seinen Inhalt nicht verbergen, sondern dem Betrachter darbieten.

Und das zu Recht. Denn dieser Kabinettschrank konnte stolz auf seinen Inhalt sein: französische Seifen, in Wachspapier eingeschlagen, englische Rasierseifen in elfenbeinernen Trommeln,

italienische Gesichtswasser in hübsch geformten Flaschen. Und dahinter? Eine kleine schwarze Flasche, die Jaroslaw mit einem Zwinkern die Quelle der Jugend nannte. Im Spiegel wanderten die Augen des Grafen zu Jaroslaw, der jetzt am Kopf des silberhaarigen Herrn mit zwei Scheren gleichzeitig seine Wunder wirkte. Die Scheren in Jaroslaws Händen ließen zunächst an den Kreuzsprung eines Tänzers denken, dessen Beine sich in der Luft öffneten und schlossen. Während aber der Barbier zu Werke ging, bewegten sich seine Hände mit zunehmender Geschwindigkeit, bis die Klingen wie bei einem Kosakentanz auf- und zuginen. Nach dem letzten Schließen der Schere wäre es vollkommen angemessen gewesen, wenn ein Vorhang sich gesenkt hätte, um im nächsten Moment wieder hochgezogen zu werden, damit die Zuschauer applaudierten und der Barbier sich verneigte.

Jaroslaw zog den weißen Umhang von dem Kunden ab und schlug ihn aus, er knallte die Hacken zusammen, als er die Bezahlung für die gut ausgeführte Arbeit entgegennahm, und nachdem der Herr (jünger und würdevoller aussehend als bei seinem Eintritt) den Laden verlassen hatte, trat der Barbier mit einem frischen Umhang auf den Grafen zu.

»Euer Exzellenz. Wie geht es Ihnen?«

»Ausgezeichnet, Jaroslaw. Bestens.«

»Und was soll es heute sein?«

»Nachschneiden, mein Freund. Einfach nachschneiden.«

Als die Scheren flink zu schneiden begannen, kam es dem Grafen so vor, als wäre in dem stämmigen Kunden auf der Bank eine Veränderung vorgegangen. Zwar hatte der Graf ihm eben erst freundlich zugewinkt, aber inzwischen war das Gesicht des Mannes rot angelaufen. Der Graf war überzeugt, dass es so war, denn die Färbung dehnte sich bis zu den Ohren aus.

Der Graf wollte zu dem Mann hinsehen und ihm ein weiteres Mal freundlich zunicken, aber der Mann hatte seinen Blick auf Jaroslaws Rücken geheftet.

»Ich war als Nächster dran«, sagte er.

Wie die meisten Künstler verlor Jaroslaw sich in seiner Tätigkeit und fuhr geschickt und anmutig mit dem Schneiden fort, so dass der Mann sich genötigt sah, seinen Satz mit Nachdruck zu wiederholen.

»Ich war als Nächster dran.«

Von dem schärferen Ton aus seiner künstlerischen Hingabe herausgerissen, gab Jaroslaw eine höfliche Antwort.

»Ich bin gleich bei Ihnen, mein Herr.«

»Das haben Sie gesagt, als ich reinkam.«

Der Ton war jetzt von unverhohlener Feindseligkeit, so dass Jaroslaw innehielt und den Kunden mit einem überraschten Ausdruck ansah.

Obwohl der Graf in seiner Erziehung gelernt hatte, nie ein Gespräch zu unterbrechen, fand er jetzt, dass der Barbier nicht gezwungen werden sollte, die Situation für ihn zu erklären. Deshalb mischte er sich ein.

»Jaroslaw wollte Sie nicht brüskieren, mein Guter. Es ist aber eine Tatsache, dass ich am Dienstag um zwölf einen stehenden Termin habe.«

Der Mann richtete seinen scharfen Blick auf den Grafen.

»Einen stehenden Termin«, wiederholte er.

»Ja.«

Darauf erhob sich der Mann so abrupt, dass die Bank rückwärts gegen die Wand kippte. Im Stehen war er kaum mehr als einen Meter sechzig groß. Seine Fäuste, die aus den Jackenärmeln hervorguckten, waren genauso rot wie seine Ohren. Als er einen Schritt nach vorn machte, wich Jaroslaw zur Theke zurück. Der Mann machte noch einen Schritt auf den Barbier zu und riss ihm die Schere aus der Hand. Mit der Behändigkeit eines schlankeren Menschen drehte er sich um, packte den Grafen am Kragen und schnippte ihm den rechten Flügel seines Schnurrbarts ab. Mit festem Griff zog er den Grafen zu sich heran, bis sie fast Nase an Nase waren.

»Ihr Termin kommt noch«, sagte er zum Grafen.

Dann stieß er den Grafen zurück auf den Stuhl, warf die Schere auf den Boden und zog von dannen.

»Eure Exzellenz«, rief Jaroslaw voller Entsetzen. »Ich kenne diesen Mann nicht. Ich weiß nicht einmal, ob er Hotelgast ist. Aber hier ist er nicht mehr willkommen, das kann ich Ihnen versichern.«

Der Graf, der sich aufgerichtet hatte, teilte Jaroslaws Empörung und hätte gern eine Strafe empfohlen, die dem Verbrechen angemessen war. Andererseits, was wusste der Graf denn über seinen Angreifer?

Als er ihn in seinem zerknitterten Jackett auf der Bank sitzen sah, glaubte der Graf, in ihm einen tüchtigen Arbeiter zu erkennen, der zufällig auf den Barbierladen gestoßen war und beschlossen hatte, sich einen Haarschnitt zu gönnen. Aber natürlich konnte der Mann – was wusste der Graf schon? – einer der neuen Bewohner der zweiten Etage sein. Vielleicht war er nach einer Lehre in einer Eisenschmiede 1912 in die Gewerkschaft eingetreten, hatte 1916 einen Streik und 1918 ein rotes Bataillon angeführt und herrschte jetzt über einen ganzen Industriezweig.

»Er hatte vollkommen recht«, sagte der Graf zu Jaroslaw. »Er hatte vertrauensvoll gewartet. Sie wollten meinen Termin wahrnehmen. Ich hätte ihm meinen Platz anbieten sollen, dann wäre er vor mir drangekommen.«

»Aber was sollen wir jetzt tun?«

Der Graf drehte sich zum Spiegel um und musterte sich. Vielleicht zum ersten Mal seit Jahren.

Lange hatte er geglaubt, ein Gentleman sollte sich vor dem Spiegel eine gebührende Skepsis bewahren. Denn ein Spiegel war weniger ein Mittel zur Selbstentdeckung als eins zur Selbsttäuschung. Wie oft hatte er gesehen, dass eine junge Schönheit sich um dreißig Grad zur Seite wandte, um sich aus einem besonders vorteilhaften Winkel zu sehen? (Als würde alle Welt sie fortan aus diesem Winkel betrachten!) Und wie oft hatte er beobachtet, dass eine Grande Dame sich einen Hut aufsetzte, der längst aus der

Mode gekommen war, ihr aber hochmodisch vorkam, bloß weil der Spiegel aus einer verflossenen Zeit stammte? Der Graf war stolz auf sein maßgeschneidertes Jackett, aber sein größerer Stolz war es zu wissen, dass ein Gentleman durch seine Haltung, seine Bemerkungen und seine Manieren Eindruck machte. Nicht durch den Schnitt seines Jacketts.

Ja, dachte der Graf, so schnell dreht sich die Welt.

Tatsächlich drehte sie sich um die eigene Achse, während sie sich gleichzeitig um die Sonne drehte, ein Rad innerhalb eines größeren Rades, das ein ganz anderes Schlagen produzierte als die kleinen Hämmer in einer Uhr. Und wenn der himmlische Glockenschlag ertönte, vielleicht versah dann ein Spiegel seinen wahrhaftigen Dienst – und zeigte einem Mann nicht denjenigen, der er zu sein glaubte, sondern denjenigen, der er geworden war.

Der Graf setzte sich wieder auf den Stuhl.

»Einmal Glattrasieren«, sagte er zu dem Barbier. »Glattrasieren, mein Freund.«

Eine Bekanntschaft

Im Hotel Metropol gab es zwei Restaurants, das Bojarski, den sagenumwobenen Zufluchtsort im zweiten Stock, dem wir schon einen Besuch abgestattet haben, und den großen Speisesaal, der von der Lobby abging und offiziell Metropol hieß, vom Grafen aber zärtlich Piazza genannt wurde.

Zugegeben, mit dem eleganten Dekor, der exzellenten Bewirtung und der hervorragenden Küche des Bojarski konnte das Piazza sich nicht messen, aber hier ging es nicht um die Eleganz der Bewirtung oder die Feinheiten der Küche. Mit den achtzig Tischen, die um einen Springbrunnen herum gruppiert waren, und der Speisekarte, auf der es alles gab, von Kohlpiroggen bis Kalbschnitzel, wollte das Piazza eine Erweiterung der Stadt sein – mit deren Gärten, Märkten und breiten Straßen. Dies war der Ort, wo Russen jeder Herkunft bei einem Kaffee verweilen, sich mit Freunden treffen, in eine Diskussion verwickelt oder in eine Liebenschaft verstrickt werden konnten – und wo der allein speisende Gast unter dem gläsernen Dach Bewunderung, Empörung, Misstrauen und Gelächter erleben konnte, ohne sich von seinem Stuhl zu erheben.

Und die Kellner? Wie in einem Pariser Café konnte man den Kellnern bestenfalls bescheinigen, dass sie »tüchtig« waren. Erprobt im Umgang mit großen Gruppen, brachten sie acht Per-

sonen mühelos an einem Vierertisch unter. Nachdem sie trotz der Lautstärke des Orchesters die Bestellung aufgenommen hatten, kamen sie innerhalb weniger Minuten mit einem Tablett voller Getränke zurück und stellten jedes Glas vor den richtigen Gast. Zögerte ein Gast einen Moment mit der Speisekarte in der Hand, beugte sich ihm ein Kellner über die Schulter und deutete auf die Spezialität des Hauses. Und nachdem der letzte Löffel der Nachspeise verzehrt war, räumte der Kellner binnen einer Minute den Teller ab, brachte die Rechnung und gab das Wechselgeld heraus. Anders gesagt, die Kellner im Piazza beherrschten ihren Beruf bis zur letzten Krume, zur letzten Gabel, zur letzten Kopeke.

Zumindest war es vor dem Krieg so gewesen.

Heute war der Speisesaal nahezu leer, und der Graf wurde von jemandem bedient, der nicht nur im Metropol neu zu sein schien, sondern auch im Kellnerberuf nicht sehr geübt war. Er war lang und dünn, und mit seinem schmalen Kopf und seiner überlegenen Haltung ähnelte er einem Läufer, den man von einem Schachbrett gepflückt hatte. Als sich der Graf mit einer Zeitung in der Hand an einen Tisch setzte – das internationale Zeichen, dass er allein speisen würde –, machte der Kellner sich nicht die Mühe, das zweite Gedeck abzuräumen, und als der Graf die Speisekarte zuklappte und neben seinen Teller legte – das internationale Zeichen, dass er bestellen wollte –, musste er den Kellner zusätzlich mit einem Winken herbeirufen, und als der Graf Okroschka und Seezunge bestellte, fragte der Kellner, ob er ein Glas Sauternes dazu haben wolle. Zweifellos ein brillanter Vorschlag, wenn der Graf Foie gras bestellt hätte!

»Vielleicht eine Flasche von dem Château de Baudelaire«, korrigierte der Graf höflich.

»Selbstverständlich«, sagte der Läufer mit einem zerlaufenen Lächeln.

Zugegeben, eine Flasche Baudelaire war eine extravagante Wahl, wenn man allein zu Mittag aß, aber nachdem der Graf erneut einen Vormittag mit dem unermüdlichen Michel de Mon-

taigne zugebracht hatte, bedurfte er einer moralischen Stärkung. Seit einigen Tagen hatte er eine gewisse Ruhelosigkeit abzuwehren versucht. Bei seinem regelmäßigen Gang die Treppe hinunter zur Lobby zählte er jetzt die Stufen. Wenn er die Schlagzeilen der Zeitungen überflog, wollte seine Hand die Spitzen seines Schnurrbarts zwirbeln, aber die waren nicht mehr da. Ihm wurde bewusst, dass es eine Minute nach zwölf war, wenn er die Tür zum Piazza öffnete. Und wenn er um fünf nach halb zwei die einhundertzehn Stufen zu seiner Kammer wieder hinaufstieg, rechnete er sich bereits aus, wie viele Minuten vergehen mussten, bis er zu einem Drink herunterkommen konnte. Wenn er so weitermachte, würde es nicht lange dauern, bis die Decke sich auf ihn herabsenkte, die Wände an ihn heranrückten, der Fußboden sich hob und das gesamte Hotel auf die Größe einer Keksdose schrumpfte.

Während der Graf auf seinen Wein wartete, sah er sich im Restaurant um, aber die anderen Gäste boten keine Erleichterung. Auf der anderen Seite des Ganges saßen zwei Männer vom diplomatischen Corps, die lustlos in ihrem Essen stocherten und auf eine neue Ära der Diplomatie warteten. In einer Ecke saß ein Bewohner der zweiten Etage, der vier dicke Akten vor sich auf dem Tisch ausgebreitet hatte und Wort für Wort miteinander verglich. Niemand wirkte sonderlich froh, niemand beachtete den Grafen. Niemand außer dem kleinen Mädchen mit einer Vorliebe für Gelb, das ihn von seinem Tisch hinter dem Springbrunnen aus zu beobachten schien.

Laut Wassili war das neunjährige Kind mit glattem blondem Haar die Tochter eines verwitweten Bürokraten aus der Ukraine. Wie gewöhnlich saß es mit seiner Gouvernante am Tisch. Als das Mädchen bemerkte, dass der Graf zu ihm hinübersah, steckte es den Kopf in die Speisekarte.

»Ihre Suppe«, sagte der Läufer.

»Ah, vielen Dank, mein Guter. Sie sieht köstlich aus. Aber denken Sie auch an den Wein!«

»Natürlich.«

Der Graf wandte seine Aufmerksamkeit der Okroschka zu und erkannte auf einen Blick, dass sie vorzüglich war – eine Suppe, wie sie jeder Russe im Raum von seiner Großmutter vorgesetzt bekäme. Er schloss die Augen, um dem ersten Löffel seine volle Konzentration zu schenken, und stellte fest, dass die Suppe gut gekühlt war, dass eine Spur zu viel Salz darin war, ein bisschen zu wenig Kwas, dass sie aber genau die richtige Menge Dill enthielt, das Gewürz des Sommers, bei dem man an den Gesang der Grillen und an die zur Ruhe kommende Seele dachte.

Als der Graf die Augen wieder öffnete, hätte er beinahe seinen Löffel fallen gelassen, denn an seinem Tisch stand das Mädchen mit einer Vorliebe für Gelb und musterte ihn mit dem unverhohlenen Interesse, das man von Kindern und Hunden kennt. Die Überraschung, es plötzlich vor sich zu sehen, wurde noch verstärkt dadurch, dass sein Kleid an dem Tag von einem Zitronengelb war.

»Wo ist er geblieben?«, fragte das Kind ohne weitere Einführung.

»Entschuldige bitte. Wo ist wer geblieben?«

Sie legte den Kopf schräg, um ihn besser ansehen zu können.

»Ihr Schnurrbart.«

Der Graf hatte nicht oft Gelegenheit, mit Kindern zu sprechen, aber er wusste aus seiner eigenen Erziehung, dass ein Kind einen Fremden nicht ohne Grund ansprechen und einen Erwachsenen nicht bei einer Mahlzeit stören sollte, noch sollte es ihm Fragen zu seinem Erscheinungsbild stellen. Wurde einem in der Schule nicht mehr beigebracht, dass man sich anderen Menschen nicht aufdrängte?

»Wie eine Schwalbe«, sagte der Graf. »Für den Sommer verreist.«

Er wedelte mit der Hand durch die Luft, womit er sowohl den Flug der Schwalben andeuten als auch dem Kind nahelegen wollte, es möge ebenfalls davonfliegen.

»Ich verreise auch für den Sommer.«

Der Graf neigte den Kopf zum Ausdruck seiner Freude darüber.

»Ans Schwarze Meer«, fügte das Mädchen hinzu.

Es zog den freien Stuhl vom Tisch ab und setzte sich.

»Möchtest du dich zu mir setzen?«, fragte der Graf.

Zur Antwort rutschte es auf dem Sitz hin und her, bis es bequem saß, und stellte die Ellbogen auf den Tisch. Um den Hals hing ihm eine Goldkette mit einem kleinen Anhänger. Ein Glücksbringer oder ein Medaillon. Der Graf sah zu der Gouvernante des Mädchens hinüber, in der Hoffnung, ihren Blick zu erhaschen, aber die hatte wohl aus Erfahrung gelernt, sich hinter einem Buch zu verstecken.

Das Mädchen legte wieder den Kopf schräg wie ein Hund.

»Stimmt es, dass Sie ein Graf sind?«

»Das stimmt.«

Ihre Augen wurden größer.

»Kennen Sie auch eine Prinzessin?«

»Ich kenne viele Prinzessinnen.«

Ihre Augen wurden noch größer, dann ganz schmal.

»War es sehr schwierig, eine Prinzessin zu sein?«

»Sehr.«

In dem Moment kam der Läufer mit dem Seezungenfilet des Grafen und tauschte es gegen den Teller mit der Okroschka aus, obwohl der noch halb voll war.

»Danke«, sagte der Graf, den Löffel noch in der Hand.

»Natürlich.«

Der Graf wollte gerade nach dem Verbleib des Baudelaire fragen, aber der Läufer war schon wieder weggelaufen. Als der Graf sich erneut seinem Gast zuwandte, sah er, wie das Mädchen den Fisch anstarrte.

»Was ist das?«, wollte es wissen.

»Das? Ein Seezungenfilet.«

»Schmeckt das gut?«

»Hast du kein Mittagessen bekommen?«

»Das hat mir nicht geschmeckt.«

Der Graf teilte eine kleine Portion von seinem Fisch ab, legte sie auf den kleinen Teller, den er über den Tisch schob. »Mit besten Empfehlungen.«

Das Mädchen steckte sich den Bissen mit der Gabel in den Mund.

»Mmh, lecker«, sagte es, und obwohl das nicht die eleganteste Ausdrucksweise war, so war es doch faktisch richtig. Das Mädchen lächelte wehmütig und seufzte, während es seine hellblauen Augen nicht von dem Seezungenfilet nahm.

»Na gut«, sagte der Graf.

Er nahm den kleinen Teller und füllte ihn mit der Hälfte des Fischfilets und der Hälfte von dem Spinat und den Karotten und stellte ihn wieder vor das Mädchen. Es rutschte noch einmal vor und zurück, vermutlich, um sich für die Dauer einzurichten. Es schob das Gemüse sorgfältig an den Tellerrand, zerteilte den Fisch in vier gleiche Teile, steckte sich das rechte obere Stück in den Mund und nahm seine Befragung wieder auf.

»Wie hat eine Prinzessin den Tag verbracht?«

»Wie jede junge Dame«, sagte der Graf.

Mit einem Nicken deutete das Mädchen ihm an fortzufahren.

»Am Vormittag hatte sie Stunden in Französisch, Geschichte und Musik. Nach dem Unterricht hat sie vielleicht Freundinnen besucht oder einen Spaziergang im Park gemacht. Und beim Mittagessen hat sie das Gemüse auf ihrem Teller gegessen.«

»Mein Vater sagt, Prinzessinnen stehen für die Dekadenz einer untergangenen Zeit.«

Der Graf war verblüfft.

»Einige vielleicht«, gab er zu. »Aber nicht alle, das versichere ich dir.«

Das Mädchen wedelte mit der Gabel.

»Ist schon gut. Papa ist ein wunderbarer Mann und weiß alles, was es über Traktoren zu wissen gibt. Aber er weiß nichts über Prinzessinnen.«

Der Graf atmete erleichtert auf.

»Waren Sie schon einmal auf einem Ball?«, fragte das Mädchen nach einem nachdenklichen Moment.

»Selbstverständlich.«

»Haben Sie getanzt?«

»Ich bin schon mal über das Parkett geschoben.« Als der Graf das sagte, stand in seinen Augen das bekannte Glitzern, das erhitzte Gespräche zu entschärfen vermochte und die Augen jeder Schönheit in den Salons von St. Petersburg angezogen hatte.

»Über das Parkett geschoben?«

»Ähm«, sagte der Graf. »Ja, ich habe auf Bällen getanzt.«

»Und haben Sie auf einer Burg gewohnt?«

»Burgen sind in unserem Land nicht so verbreitet wie im Märchen«, erklärte der Graf. »Aber ich habe einmal in einer Burg gespeist ...«

Das Mädchen befand die Antwort für ausreichend, wenn auch nicht ganz wunschgemäß, und legte jetzt die Stirn in Falten. Es steckte ein weiteres Stück Fisch in den Mund und kaute nachdenklich. Dann beugte es sich über den Tisch.

»Haben Sie einmal bei einem Duell mitgemacht?«

»Einer *affaire d'honneur*?« Der Graf zögerte. »Ja, schon ...«

»Mit Pistolen und zweiunddreißig Schritten Abstand?«

»In meinem Fall war es eher ein Duell im übertragenen Sinne.«

Als der Gast am Tisch des Grafen bei dieser Erklärung seine Enttäuschung ausdrückte, bot der Graf einen Trost an:

»Mein Patenonkel war bei mehreren Duellen Sekundant.«

»Sekundant?«

»Wenn ein Gentleman gekränkt worden ist und Satisfaktion auf dem Feld der Ehre fordert, bestimmen er und sein Gegner je einen Sekundanten – ihre Vertreter, sozusagen. Die Sekundanten legen die Regeln der Begegnung fest.«

»Was sind das für Regeln?«

»Zeit und Ort des Duells. Welche Waffen benutzt werden. Wenn es Pistolen sind, dann wird die Anzahl der Schritte festgelegt und ob es mehr als einen Schusswechsel geben darf.«

»Sie haben gesagt, Ihr Patenonkel. Wo hat der gewohnt?«

»Hier, in Moskau.«

»Waren die Duelle auch in Moskau?«

»Eins ja. Es ergab sich sogar aus einem Disput, der in diesem Hotel stattfand – zwischen einem Admiral und einem Prinzen. Anscheinend waren sie schon eine ganze Weile zerstritten, aber die Dinge spitzten sich zu, als sie sich eines Abends in der Lobby begegneten, und der Fehdehandschuh wurde genau dort geworfen.«

»Genau wo?«

»Beim Empfangstisch.«

»Wo ich immer sitze.«

»Ja, genau da.«

»Waren sie in dieselbe Frau verliebt?«

»Es ging, glaube ich, nicht um eine Frau.«

Das Mädchen sah den Grafen mit ungläubiger Miene an.

»Es geht immer um eine Frau«, sagte es.

»Ja, kann sein. Jedenfalls wurde eine Beleidigung ausgesprochen, die darauf geforderte Entschuldigung wurde verweigert, und der Handschuh wurde geworfen. Damals war der Hoteldirektor ein Deutscher, ein Herr Keffler, angeblich selbst ein Baron. Es war allgemein bekannt, dass er hinter einem Paneel in seinem Büro zwei Pistolen hatte. Wenn es also einen Vorfall gab, konnten die Sekundanten privat miteinander verhandeln, es konnten Kutschen bestellt werden, und die verfeindeten Parteien wurden, ausgerüstet mit Waffen, auf das Feld der Ehre gebracht.«

»In den Stunden vor der Morgendämmerung ...«

»In den Stunden vor der Morgendämmerung ...«

»Zu einer entlegenen Stelle ...«

»Zu einer entlegenen Stelle ...«

Sie beugte sich weiter vor.

»Lenski wurde von Onegin in einem Duell getötet ...«

Sie sagte das mit gedämpfter Stimme, als bedürfte es der Discretion, wenn man aus Puschkins Poem zitierte.

»Das stimmt«, sagte der Graf flüsternd. »Und Puschkin auch.«

Sie nickte mit ernster Zustimmung.

»In St. Petersburg«, sagte sie. »Am Ufer des Schwarzen Flusses.«

»Am Ufer des Schwarzen Flusses.«

Der Fisch der jungen Dame war aufgegessen. Sie legte die Serviette auf ihren Teller, drückte mit einem einmaligen Nicken aus, dass der Graf ein ganz passabler Tischgenosse gewesen sei, und erhob sich von ihrem Stuhl. Bevor sie jedoch ging, hielt sie einen Moment inne.

»Ich mag Sie lieber ohne Schnurrbart«, sagte sie. »Sein Fehlen steht Ihrem ... Antlitz besser.«

Dann machte sie einen schiefen Knicks und verschwand hinter dem Springbrunnen.

Eine affaire d'honneur ...

So dachte zumindest der Graf mit einem Anflug von Selbstvorwurf, als er später am Abend mit einem Kognak in der Hotelbar saß.

Die Schenke, die von der Lobby abging und im amerikanischen Stil eingerichtet war, mit Sitznischen, einer Theke aus Mahagoni und einer Wand mit Flaschenregalen, wurde vom Grafen Schaljapin genannt, zu Ehren des großen russischen Opernsängers, der in den Jahren vor der Revolution hier getrunken hatte. Während es vormals im Schaljapin hoch herging, war es jetzt eher eine Kapelle für Gebet und Reflexion – was an diesem Abend der Stimmung des Grafen entgegenkam.

Ja, so setzte er in Gedanken fort, wie fein fast jedes menschliche Unterfangen klingen kann, wenn es in gutem Französisch ausgedrückt wird ...

»Darf ich Ihnen behilflich sein, Eure Exzellenz?«

Das war Audrius, der Barkeeper im Schaljapin. Er war Litauer und hatte einen blonden Ziegenbart und ein freundliches Lächeln. Audrius wusste, was von ihm erwartet wurde. Sobald ein Gast sich auf einen Barhocker gesetzt hatte, lehnte er sich mit dem Un-

terarm auf die Bar und fragte, was man zu trinken wünsche, und wenn das Glas geleert war, füllte er es wieder auf. Aber der Graf verstand nicht, warum Audrius ihm gerade jetzt seine Hilfe anbot.

»Mit Ihrem Jackett«, ergänzte der Barkeeper.

Und tatsächlich schien der Graf Mühe zu haben, seinen Arm in den Ärmel des Jacketts zu bekommen – auch dass er es ausgezogen hatte, war ihm entfallen. Er war um sechs Uhr, wie immer, ins Schaljapin gekommen, wo er sich streng an einen Aperitif vor dem Essen hielt. Da er aber mittags seine Flasche Baudelaire nicht bekommen hatte, gestattete er sich ein zweites Glas Dubonnet. Und dann einen Kognak oder zwei. Und bevor er wusste, wie ihm geschah, war es ... es war ...

»Wie viel Uhr ist es, Audrius?«

»Zehn, Eure Exzellenz.«

»Zehn!«

Mit einem Mal stand Audrius vor der Theke und half dem Grafen von seinem Barhocker. Und als er ihn durch die Lobby begleitete (was völlig überflüssig war), gab der Graf ihm einen Einblick in seinen Gedankengang.

»Wussten Sie eigentlich, Audrius, dass das Duellieren, als die russischen Offizierscorps es Anfang des achtzehnten Jahrhunderts für sich entdeckten, mit solcher Begeisterung praktiziert wurde, dass der Zar es verbieten musste, weil er befürchtete, es wären bald keine Offiziere mehr übrig, um seine Truppen anzuführen?«

»Das wusste ich nicht, Eure Exzellenz«, sagte der Barkeeper mit einem Lächeln.

»Aber so ist es. Und nicht nur ist ein Duell zentraler Bestandteil der Handlung von *Eugen Onegin*, es kommt auch in *Krieg und Frieden*, in *Väter und Söhne* und in den *Brüdern Karamasow* vor! In ihrer gesammelten Phantasie ist den russischen Meistern offenbar nichts Besseres eingefallen, als dass die Hauptgestalten ihren Konflikt mit Pistolen und einem Abstand von zweiunddreißig Schritten aushandeln.«

»Ich verstehe, was Sie meinen. Aber hier sind wir schon. Soll ich die vierte Etage drücken?«

Der Graf, der jetzt vor dem Aufzug stand, sah den Barkeeper erschrocken an.

»Aber Audrius, ich bin in meinem Leben noch nicht mit dem Aufzug gefahren.«

Darauf klopfte er dem Barkeeper auf die Schulter und machte sich daran, die Treppe zu erklimmen, doch als er im zweiten Stock ankam, setzte er sich auf eine Stufe.

»Warum ist in unserer Nation das Duell so viel beliebter als in anderen Nationen?«, fragte er ins Treppenhaus hinein.

Manch einer würde es zweifelsohne als ein Nebenprodukt der Barbarei abtun. Angesichts der langen, herzlosen russischen Winter, der Häufigkeit von Hungersnöten, dem groben Gerechtigkeits-sinn und so weiter und so weiter war es nur natürlich, dass der Adel einen Akt fest umschriebener Gewalt als Mittel zur Lösung von Disputen gewählt hatte. Doch wollte man den Grafen nach seiner Meinung fragen, dann sah er den Grund dafür, dass Duelle unter russischen Adeligen so beliebt waren, in ihrer Leidenschaft für das Ruhmreiche und Grandiose.

Sicher, die Konvention verlangte, dass ein Duell beim Morgen-grauen an einem abgelegenen Ort ausgetragen wurde, damit die Privatsphäre der Betroffenen geschützt wurde. Aber wurden sie hinter Aschebergen oder auf Müllhalden ausgetragen? Natürlich nicht! Sondern auf einer von Birken umstandenen Lichtung mit schneebestäubtem Boden. Oder am Ufer einer Flussschleife. Oder am Rande eines Anwesens, wo die Brise die Obstblüten von den Bäumen schüttelte ... Das heißt, an Orten, die man im zweiten Akt einer Oper zu sehen erwartete.

In Russland findet jedes Unterfangen, solange der Ort ruhmreich und der Tenor großartig ist, seine Anhänger. Im Laufe der Jahre, während die Austragungsorte immer malerischer und die Pistolen immer exakter wurden, waren Männer aus den besten Familien bereit, wegen immer geringerer Vergehen ihre Ehre zu ver-

teidigen. Während Duelle ursprünglich eine Antwort auf große Verbrechen waren – Betrug, Verrat, Ehebruch –, wurden die Anlässe dafür um die Jahrhundertwende immer fadenscheiniger, bis der Winkel des Hutes auf dem Kopf, die Dauer eines Blickes, das Setzen eines Kommas ausreichte.

In dem alten, ehrwürdigen Kodex für Duelle hatte man sich darauf geeinigt, dass die Anzahl der Schritte, die beide Parteien machten, bevor es zum Schusswechsel kam, umgekehrt proportional zu der Größe der Kränkung war. So sollte die schlimmste Beleidigung durch ein Duell mit der geringsten Anzahl von Schritten geahndet werden, um zu gewährleisten, dass höchstens einer der Männer das Ehrenfeld lebend verließ. Wenn das eingehalten wurde, so die Folgerung des Grafen, dann sollten Duelle in der neuen Zeit mit einem Abstand von mindestens zehntausend Schritten ausgetragen werden. Besser noch, war erst der Fehdehandschuh geworfen, waren die Sekundanten ernannt und die Waffen gewählt, sollte der Verursacher der Kränkung ein Dampfschiff nach Amerika besteigen und der Gekränkte eins nach Japan, und erst nach der Ankunft sollten die Herren ihre feinsten Mäntel anlegen, die Gangway hinabsteigen, sich umdrehen und schießen.